

Genial.

⟨*⟩

Roman

von

Heribert Nau.

A. BACHMANN'S
LEIHbibliothek
* in WIEN *

Frankfurt am Main.

Verlag von Gustav Dehler.

1849.



Es war an einem Juli-Abende des Jahres 1840, als der „Jungfernstieg“, dieser freundlichste Stadttheil Hamburgs, von einer bunten Masse Spaziergänger wogte. Noch standen die imposanten Gasthöfe: „die alte Stadt London,“ das „Hôtel de Russie,“ das „Hôtel de Petersbourg,“ in ihrer grandiosen Pracht, — noch träumte die Weltstadt von jener Schreckenskatastrophe nicht, die sie zwei Jahre später so furchtbar heimsuchen sollte.

Zehn Uhr hatte geschlagen, und obgleich diese Stunde in vielen deutschen Städten das Signal zur Ruhe gibt, — ja in gewissen sogar die sich später auf den Straßen Zeigenden als Unsolide gelten: rief die Glocke in der großartigen Seestadt jetzt erst einen bedeutenden Theil der Bevölkerung von seinen Geschäften, Vergnügen oder seinem häuslichen Treiben ab, Lust zu schöpfen und sich in der Kühle der Sommernacht zu ergehen.

Und wahrlich! die guten Hamburger hätten zur Mode=Promenade keinen schöneren Spaziergang, als eben den „Jungfernstieg,“ wählen können.

Sich an dem schönen, von der Alster gebildeten Bassin, der Binnenalster, hinziehend, wird diese Straße von Bäumen beschattet, die ihre volle üppige Blätterpracht, ihr freundliches Grün, ihr leicht bewegtes Laubwerk, mitten in der ungeheuren, todtten Steinmasse der Stadt nur um so geltender machen. Von dem Wasser herüber, nach den Ballästen der entgegengesetzten Seite, weht eine frische, erquickende Luft; eine Seltenheit in den engen Straßen Hamburgs, die sich, — unregelmäßig gebaut, zwischen ihren hohen Häusern, „Kellern“ und „Gängen,“ von schmutzigen Kanälen, sogenannten Fleeten, durchzogen, — gerade nicht immer der besten Ausdünstungen zu erfreuen haben.

Reizender noch ist freilich die Aussicht auf dem „Stindejang“, von welchem man Stadt und Hafen übersehen kann. Reichen sich doch hier Natur und Kunst freundlich die Hände, indem geschmackvolle Anlagen den ganzen Raum mit Blumen und Blüthen umkränzen, die ihre Wohlgerüche mit dem frischen Wasserdufte angenehm mischen.

Vor uns ausgebreitet liegt die Elbe, die mit er=

habener Ruhe dem Meere in die ausgestreckten Arme sinkt, gleich einer liebenden Braut dem wichtigen Momente ihrer Hingebung mit Sehnsucht und doch auch mit ernstem Bangen entgegengehend. Herangewachsen ist das kleine freundliche Kind des Riesengebirges, das schäkernd von Fels zu Fels hüpfte und schon in seiner Jugend mit Gold und Granaten spielte, zu mächtiger Größe, und statt der zierlichen Nachen, die es sonst auf seinen Händen wiegte, trägt es jetzt stolze Kauffahrteischiffe auf seinem Nacken. Hier liegen in dichten Reihen die schwimmenden Balläste aller Welttheile; hieher sandte Baltimore seine Büffelhäute, New-York seine Baumwolle, Quebec seine Pelzwerke. Jener Dreimaster grüßte das reiche Mexiko, dieser schaute über die fetten Reisfelder Seylons; die Wimpeln des fernliegenden Grönländers flatterten in dem eisigen Hauche des Nordens, und wie manchmal schon passirte der naheliegende Ostindienfahrer den Gluthgürtel des Aequators. Rußland, Spanien, Schweden, Frankreich und vor allem England sind hier repräsentirt und Hamburg selbst sieht seine Flagge auf zweihundert Schiffen wehen.

Wenden wir aber den Blick von dem Mastenwalde, so liegt uns rechts zu Füßen die Stadt. Der

Hamburger-Berg lehnt sich an das schwesterliche Altona und zeigt den erstaunten Blicken eine un-
absehbare Häusermasse.

Jetzt freilich war von allem diesem nichts mehr zu sehen; denn die Nacht war bereits angebrochen und tauchte die Stadt in Nebel, Dampf und Finsterniß. Demohngeachtet wimmelte es hier, so wie auf dem „Jungfernstiege,“ von einer unzähligen Menge Spaziergänger. Wie wohlthätig säufelten aber auch die frischen Lüfte nach einem gewitterschwülen Tage; wie erquickend war die Ruhe, die hier herrschte, gegen das Gewirre, das Handelsgewühle der Stadt. Nur leise schallte noch immer das Getümmel, wie das Tosen eines fernen Meeres, herüber; aber seine Wellen legten sich mehr und mehr und wurden endlich zu einem dumpfen Summen.

Der Boulevard[?] und die angrenzenden Straßen, die Gast- und Privathäuser und vor Allem die Alster-Pavillons, erglänzten von Lichtern und Laternen, die sich, wie die unzähligen Sterne des Himmels, in den ruhigen Fluten freundlich spiegelten.

Aber unter all dem Glanze hin bewegte sich eine bunte Welt. Kosend, lachend und scherzend schoben sich die Massen hin und her, auf und ab. Es war ein reges Volksleben. Der bedächtige Kaufmann mit

seiner Familie, — der stolze, ernste Großhändler, vertieft in kühne, weitgreifende Spekulationen, — der bewegliche Makler, — der alte, grauköpfige Buchhalter und der lebenslustige, der anstrengenden Arbeit entledigte Commis, — die feine Damenwelt, begleitet von ihren Cavaliers, — der Schiffskapitän, der Industrieritter, tausend Fremde aller Gegenden und Zonen, Jung und Alt, Arm und Reich, schmachtende Liebespärdchen und Heere wilblärmender Matrosen: — alle wogten hier durcheinander, und liebten, scherzten, erholten sich, oder trieben ihr Gewerbe.

Die Hauptanziehungspunkte bildeten aber die beiden Alster = Pavillons, die in ihren geschmackvollen Räumen alles darboten, was das Leben nur angenehm und comfortable machen kann. Während der eine derselben, in welchem nicht geraucht werden darf, mehr die schöne Welt zu empfangen das Glück hat, besuchen die Männer mehr den anderen, und finden beim Schmauchen der Cigarre hier eine sehr bedeutende Auswahl der gelesensten Blätter Europa's und Amerika's. Da aber auch zu gleicher Zeit die Sorge für den Magen nicht vergessen wird — und wem wäre nicht die Trefflichkeit der Hamburger Küche, wem nicht seine Seefische, seine Austern, sein Rauchfleisch u. s. w., wenigstens dem Renommé nach, bekannt —

so kann es nicht fehlen, daß dieser Pavillon von den frühesten Morgenstunden bis in die tiefste Nacht von den Repräsentanten aller Nationen besucht wird.

Auch heute war dies der Fall, und ein geschickter Maler hätte hier die Skizze zu einem interessanten Bilde gefunden, so trefflich hatte der Zufall die Gruppen geordnet.

Gleich im Vordergrunde links, saßen um einen kleinen runden Tisch, auf welchem ein dampfender Theekessel stand, drei Holländer. Die langen irdenen Pfeifen im Munde, die flachen, phlegmatischen Gesichter von keiner Spur eines Affektes bewegt, rührten sich die Gestalten in der einmal angenommenen Lage so wenig, daß man sie für künstlich geschnitzte Figuren hätte nehmen können, wenn nicht dem Einen oder dem Anderen alle Viertelstunde ein Wort ent schlüpft wäre, auf welches die Antwort in dem gleichmäßigen Zeitraume erfolgte. Die Zwischenräume füllte das Beobachten der Dampfwolken, die sie aus ihrer Pfeife bliesen, oder das bedächtige zu Mundeführen einer Tasse Thee. Und dennoch war die gepflogene Unterhaltung von hoher Wichtigkeit; denn zwei der Anwesenden handelten mit dem Dritten um eine kostbare Blumenzwiebel.

Den Holländern gegenüber saßen mehrere Eng-

länder, leicht an ihren charakteristischen Gesichtszügen und der anmaßenden Art und Weise zu erkennen, mit welcher sie sich behaglich = dehnend ausstreckten. Auffallender, und auch von der Masse der Ab- und Zugehenden bemerkt, erschien ein Pärchen an ihrer Seite. Beide waren noch jung, doch schien der Mann älter als seine Dame. Er war groß, mager, dünnbeinig und von bleichgelber Gesichtsfarbe. Seine blitzenden Augen, seine Kopfbewegungen, seine Züge, alles dies sprach eine eigenthümliche Glorie, einen gewissen Stolz aus. Seinen Kopf deckte ein breitfrämpiger Hut, dabei trug er, trotz des hohen Sommers, einen weiten Mantel, den er mit unnachahmlicher Gewandtheit, — man möchte sagen mit einem Anfluge von Koketterie, — über die Schultern geworfen hatte. Das Mädchen oder die Frau, welche zu seiner Seite saß, und trotz dem, daß sie das einzige weibliche Wesen im Saale war, ganz gemüthlich ihre Cigarre rauchte, durfte der gewissenhafteste Kenner als vollendet schön bezeichnen. Es schmückte sie nicht die rosige Farbe, welche die Wangen der Kinder des Nordens belebt; aber ihre großen, schwarzen, leidenschaftlichen Augen, die ein unbegreifliches Gemisch von Wollust und Stolz enthielten, contrastirten siegreich mit den blassen Rosen ihres feingeschnit-

tenen Gesichtes, über welches der Ausdruck eines rührend-schmachtenden Verlangens gegossen war.

Auch ihre Bewegungen, selbst die unbedeutendsten, hatten etwas reizendes und anmuthiges, und zeigten denselben schwer zu beschreibenden Stolz, der auch ihren Gefährten eigen war. Ueberhaupt konnte ein geübtes Auge zwischen ihr und dem Spanier, (denn daß Beide Kinder Hispaniens waren, ließ sich leicht errathen) eine leise Aehnlichkeit entdecken.

Die fremdartige Tracht der Donna, ihr weites Kleid von schwarzem Atlas, die lange seidene Mantille von gleicher Farbe, die Kopf, Schultern und Seiten bedeckte und sich über der Brust kreuzte, gaben ihr in aller Männer Augen noch einen neuen besondern Reiz. Und wahrlich! wenn die Schöne durch die Spitzen der Mantille blickte, die halb über ihre Augen fielen, oder ihre Hände dieselbe lässig gleiten ließen, und sich nun die leichten Formen ihres schlanken Busens zeigten: müßte der ein Herz von Stein im Busen gehabt haben, den nicht die Schönheit der Spanierin, wenigsten auf Minuten, gefesselt hätte.

Uebrigens machte sich das Paar keinesweges bemerkbar; sondern Beide rauchten gemüthlich ihre Cigarren, indem sie sich lebhaft mit einander in ihrer

Landessprache unterhielten, wobei die Donna vielen Humor zu entwickeln schien.

Während sich aber zwischen den beiden Tischen ein buntes Gemisch von Männern aller Stände und Länder auf und ab trieb; während hier eine Gesellschaft munterer Franzosen, bei gefüllten Champagnergläsern, über die *bon mots* lachte, welche die heitere Laune ihrer Glieder improvisirend schuf; dort ein süddeutscher Gourmand sich begierig über eine mächtige Hummer hermachte; jenseits das materielle Gesicht eines Nordamerikaners sich hinter ein riesengroßes Zeitungsblatt barg, — nahmen zwei andere auffallende Figuren ungefähr die Mitte des Gemäldes ein, dessen Umrisse wir zu entwerfen versucht haben.

Beide alte Herrn waren, wie sehr auch im Aeußern verschieden, nur wenige Jahre im Alter von einander entfernt. In dem Einen konnte man leicht einen Altenmensch, einen Beamten, erkennen, selbst wenn er keinen Bandzipfel im Knopfloch getragen; denn seine dürre Gestalt, seine kalten, trockenen Züge und die oft wiederkehrenden juristischen Citate, verriethen ihn als einen Jünger der Themis. Dabei behauptete er eine ernste Miene und ließ eine gewisse vornehme Nachlässigkeit, so in seinen Bewegungen

wie in seiner Kleidung, durchblicken. Es war Hofrath Weller, ein als Jurist berühmter Mann.

Sonderbarer erschien der Gesellschafter des Hofraths. Aus seinem Aeußeren konnte man eigentlich nicht recht klug werden. Daß er, trotz seinem frischen Aussehen und jugendlichen Anzuge, schon ziemlich alt sein müsse, zeigten nicht nur die grausen, sorgsam gelockten Haare, von welchen nur wenige mehr blond, die Mehrzahl aber grau geworden waren; sondern auch so manche von Zeit und Leidenschaften tief gefurchten Linien des Gesichtes. Trotz dem war seine Kleidung nach der neuesten Pariser Mode und mit solcher Sorgfalt angelegt, daß die angewendete Mühe, die sich der alte Geck gegeben um sich zu verjüngen, nur um so deutlicher in die Augen sprang. Dabei affectirte er auf unbehülfsliche Weise das *savoir faire* der Franzosen und ermangelte nicht, — oft recht ungeschickt und unpassend — einige französische Worte in seine Rede mit einfließen zu lassen, obgleich er grundwenig von Galliens Sprache verstand.

Wie aber würde ein Fremder erstaunt sein, der dasselbe Individuum vor einem Jahre gesehen. Damals war es nämlich englisch, noch ein Jahr früher italienisch u. s. w.

Die Ursache dieses Chamäleonartigen Wesens, des

sich verjüngenden Alten aber, erklärt sich durch Folgendes. Der Besprochene, der sich Heylig nannte, war ein reicher Kaufmann, aus Worms am Rhein gebürtig, der sich, nachdem er sein Geschäft aufgegeben, mit seiner Familie nach Hamburg gezogen hatte. Siner gemeinen Familie entsprossen, ohne gründliche Bildung — verdankte er seinen Reichthum lediglich glücklichen Zufällen. — Wie natürlich fand er nun, geschäftlos, keine Befriedigung in sich selbst — und suchte daher die Leere der Zeit mit Reisen auszufüllen. Dem Unwissenden waren alle fremden Erscheinungen neu und übten daher einen um so tieferen und bleibenderen Eindruck auf sein Gemüth. Dasjenige aber, was er von Großem und Schönem zuletzt gesehen, schien ihm immer das Größte, Schönste, Unübertrefflichste, — und so kam es denn, daß Heylig als Italiener aus Rom, als Engländer aus London, als Franzose aus Paris zurückkam; ja er hob diese Schwäche, die auch einen tüchtigen Beigeschmack von Eitelkeit und deutscher Nachahmungssucht hatte, bis zur vollendeten Narrheit, indem sich auch seine ganze Familie, seine Haushaltung, seine Einrichtung — kurz das Leben und Treiben des ganzen Hauses nach dem Lande und dessen Sitten und Gebräuchen einrichten und sie nachahmen mußten, welches er zuletzt besuchte. Nach jeder neuen Reise

aber bekam die Familie Heylig einen neuen Schnitt, und alle Bekannten derselben freuten sich schon im Voraus auf die Epoche, die nach einem Besuche Konstantinopels oder gar der Urwälder von Nordamerika eintreten würde.

Ein Gutes wenigstens hatten indessen die Reisen des alten Gecken für ihn gehabt. Der Umgang mit so verschiedenartigen, meist gebildeteren Menschen als er war, gaben ihm einen leichten, freilich nur oberflächlichen Schliff, und setzten ihn wenigstens in die Möglichkeit, mit denjenigen in Hamburg umzugehen, welchen er sich durch seine pekuniären Mittel gleichgestellt glaubte.

Demohnerachtet würde der stolze Hofrath Wellen, der ebenfalls ein glänzendes Haus machte und für reich galt, den eingebildeten Pinsel — wie er Heylig oft heimlich zu nennen pflegte — nicht angesehen haben, wenn nicht Beide ein mächtiges Band aneinander gefesselt; das heißt mit einem Worte: wenn der Hofrath dem ehemaligen Kaufmanne nicht bedeutende Summen schuldig gewesen wäre. Hier aber drückte Wellen der Schuh und zwar auf doppelte Weise; — einmal, weil er unter dem Pantoffel stand, und dann, weil seine prunksüchtige Gattin und ein leichtsinniger Sohn seine Kassen geleert hatten

und er, dessen empfindlichste Stelle die Ehre, (in dem Sinne der Welt) war, doch vor den Leuten sich keine Blößen geben durfte.

Heute zumal hatten die beiden Freunde Wichtiges miteinander abzusprechen gehabt, da Heylig, der ausbleibenden Zinsen wegen, ein wenig auf den Busch geklopft. Im Alster-Pavillon traf man, der Verabredung nach, zusammen, und eben war das Gespräch recht im Gange, als der Hofrath plötzlich mit einer Miene in die Höhe fuhr, als habe er statt des vor ihm stehenden Bordeaur ein Glas Essig zum Munde geführt.

„Was haben Sie, mon cher ami?“ — frug Heylig, den Blicken des Hofraths mit den Augen folgend. Aber er konnte sich die Antwort selber geben, denn in gleichem Augenblick gewahrte er Ferdinand Wellen mit zwei Schauspielern eintreten.

„Ah! Monsieur votre fils!“ fuhr der Erkaufmann lächelnd fort. „Nun, das genirt uns ja nicht im Geringsten. Ein netter junger Mann das. Immer so ziemlich nach der Mode. Nur die Weste, mon Dieu! wer wird denn noch eine so lange Weste tragen? — Da, bester Hofrath, sehen sie mal mein Gilet; voyez! das ist genau nach dem neuesten Journal.“

Wellens Stirne glich einem zugeschlagenen Fächer, so viele Falten zeigte sie. Berührte den verständigen Mann doch das Geschwätz des alten Narren eben so unangenehm, als die Nähe des Sohnes, den er ohnedem nicht leiden konnte und der ihn jetzt im Augenblick gewaltig störte.

Ferdinand aber hatte weder seinen Vater noch das alte Mode-Journal erblickt; sondern stand erst in einiger Entfernung von der Spanierin, in das Anschauen des schönen Mädchens versunken und setzte sich dann mit seinen Freunden an denselben Tisch, an welchem die rauchende Grazie Platz genommen.

„Enfin! Kommen wir wieder auf unser Gespräch zurück“ — fuhr nach einer kleinen Pause, in welcher er den jungen Wellen beobachtet, Heylig fort. „Sie sagten mir eben, daß Sie in Kurzem im Stande sein würden, mir das ganze Darlehn zurück zu zahlen. Machen Sie vielleicht eine Erbschaft?“

„Keinesweges! Aber mein Sohn wird eine sehr gute Parthie machen....“

„Grand Dieu! das ist ja das erste was ich höre!“ rief freudig Heylig und rückte neugierig näher. „Darf man nicht wissen mit wem? — Verstehst dich von selbst, bleibt alles entre nous.“

„Die Sache ist vor der Hand noch ein Geheim-

niß!“ entgegnete trocken der Hofrath, und ich erwähne sie nur gegen sie, um Sie über ihre Sorgen zu beruhigen.“

„Zu beruhigen?!“ rief Heylig lauter als es seinem Nachbar lieb war — „Bester Hofrath! wer sollte denn bei Ihnen unruhig werden. Sie können zahlen wenn Sie wollen, sind nur zu ängstlich...“

„Etwas leiser sprechen!“ erinnerte Wellen.

„Ja so! — Ach ich denke mich immer nach Paris zurück“ — fuhr Heylig noch lauter fort — „und da vergesse ich mich manchmal. Dort ist doch Alles großstädtischer als hier in unserem armen Deutschland und wenn ich nicht vorhätte den kommenden Winter nach Petersburg zu gehen, so brächte ich die kalte Saison sicher in dem göttlichen Paris zu. Enfin! um abermals auf besagte Heirath zurückzukommen. Ihr Sohn macht demnach fortune? Voila un de ses tours! — Ich hätte Alles eher erwartet, als daß sich diese milde Seele sobald in das Joch der Ehe schmiegte.“

Hofrath Wellen unterdrückte hier einen tiefen Seufzer, den ihm der Ausdruck „das Joch der Ehe“ erpreßt; dann sagte er, mit der ihm eigenen Kälte in Ton und Gebärde:

„Es wird sein erster, vernünftiger Streich sein! — Wollte Gott er würde überhaupt damit zu einem praktischen Menschen.“

„Wie viel bekommt die Braut denn mit?“ unterbrach Heylig den Sprechenden, indem er den Kopf neugierig vorbog.

Wellen schaute sich um und sagte, als er sich unbeobachtet fand: „Zweimalhunderttausend Mark und ein Gut im Bierländischen.“

„Zwei — mal — hundert —“ stotterte gekehrt Heylig.

„Tausend Mark,“ vollendete Wellen.

„Und ein Gut?! — Hofrätchen! es bleibt Alles beim Alten!“ rief hier entzückt Heylig.

„Ich habe es doch immer gesagt, es ist ein Blizjunge der Ferdinand.“

„Das ist meine Meinung nicht“ — fuhr Wellen fort. „Wenn er sein Glück durch diese Parthie macht, so ist es wahrlich seine Schuld so wenig als die seiner Mutter, die ihn durch eine verkehrte Erziehung gänzlich verdorben. Denken Sie doch nur, daß der junge Mann jetzt schon vierundzwanzig Jahre alt ist. Kaufmann wollte er nicht werden, studirt hat er nur halb, — und so ist er eigentlich nichts, aus dem einzigen Grunde: weil ihn seine thörichte Mutter immer für ein Genie erklärt hat.“

„Mais mon cher ami! — Zweimalhunderttausend Mark und ein Gut im Bierländischen als Mitgift — vielleicht auch ein Mädchen, welches nicht übel ist — ich meine, daß zu erheirathen wäre wirklich ein Geniesteich.“

„Den Ferdinand nie gemacht hätte, wäre sein Vater nicht gewesen. — Aber lassen wir es gut sein!“ — fuhr Wellen fort, — „ich will zu Hause gehn; es ist schon spät, und außerdem wäre es mir unangenehm, wenn mich mein Sohn hier bemerkte. Es bleibt also vor der Hand beim Alten. Die Heirath wird in wenigen Tagen abgeschlossen, und dann bin ich im Stande Alles nach Ihren Wünschen zu ordnen.“

„Schon gut, schon gut!“ lachte Heylig, — „versteh; zu Hause wird man Sie erwarten. Nun, ich bleibe noch hier; oder gehe vielmehr noch ein Stündchen zu Peter Ahrens. Man muß das Leben genießen, so lange man noch jung und kräftig ist.“ — Und dabei fuhr sich der Erkaufmann zufrieden lächelnd durch die grau und blond melirten Haare, deren Locken er, gleich einem Friseur, mit den langen, bürren Fingern kräuselnd.

Der Hofrath erhob sich ernst und kalt, grüßte den alten Epikuräer mit zweideutiger Miene und verlor sich unter der Menge.

Adieu, au plaisir! „rief affectirt laut Heylig dem Weggehenden nach, indem auch er aufstand; aber er fiel auf den Stuhl zurück, so heftig hatte ihm ein Fremder auf die Schulter geklopft. Verblüfft wandte er sich um, und sah in das sonnenverbrannte weinrothe Gesicht eines ihm unbekanntem Menschen.

„Soll mich doch der leibhaftige Teufel holen!“ — rief der Unbekannte mit derber Herzlichkeit, — „wenn Du nicht der Heylig aus Worms bist. Aber es scheint, Du kennst mich nicht mehr? — Ja so gehts bei Euch Landragen, habt Ihr eine ehrliche Haut zwei Jahre nicht gesehen, so ist sie rein vergessen. Indes, — ich muß gestehen — ich hätte in Dir auch kaum den alten Kameraden mehr erkannt. Sag’ mal, alter Kerl, in was für verdammte Maske haben Sie Dich denn gesteckt, Du siehst ja aus“

Jetzt ward’s aber gerade dem Mode-Journal zu dick. Noth wie ein Welscherhahn hob er sich stolz in die Höhe und sagte:

„Pardon, Monsieur, je n’ai pas l’honneur . . .!“

Der Unbekannte aber brach bei dieser Anrede in ein unmäßiges Lachen aus. „Was Gewitter!“ rief er, „bist Du Komödiant geworden? oder sticht Dich die Tarantel? — Du Wormser Landbär hast doch Dein Bischen Deutsch nicht verlernt? — So wahr

ich Kapitän des „Daphir“, des schönsten Dreimasters, bin, der je das atlantische Meer durchpflügt hat, — eben so gewiß bist Du des alten Schiffer Heylig's Sohn. Stell Dich doch nicht wie ein Schiffsjunge, und sieh mich an, ich bin ja Dein Schulfreund Andreas Hauer!“

„Monsieur Hauer!“ entgegnete mit verbissenem Zorne und stolzer Miene der Angeredete, und trat vorsichtig einen Schritt vor dem plumpen Seekapitän zurück. —

„Si je suis capable de vous obliger, vous n'avez qu'à dire“

Aber in diesem Moment erstarben dem Sprechenden die Worte auf der Zunge, denn der Kapitän machte ein so furchtbares Gesicht, als ob alle zwei und dreißig Winde, sammt dem Chamsin, Samum und Sirocco, in wilden Stürmen aus ihm hervorbrechen wollten. Heylig retirirte nochmals um einen Schritt. Aber seine Furcht war unnöthig gewesen; indem ihm der Seekapitän nur einen tief verachtenden Blick zuwarf, und sich mit dem Ausrufe: „Armseliger Stockfisch!“ von ihm wandte.

Heylig athmete hoch auf. Der Schreck war ihm in den Leib gefahren und verursachte ihm, außer einer heftigen Erregung, Indigestionen. Er nahm

daher schnell noch ein Glas Madeira zu sich, und verließ dann eilig den Pavillon.

Ferdinand Wellen hatte in dem Gewühle weder seinen Vater noch dessen Freund bemerkt; auch nahmen ihn zwei Dinge so sehr in Anspruch, daß er weder Auge noch Ohr für etwas Anderes hatte. Es war dies der Anblick jener, ihm gegenüber sitzenden Spanierin, und ein, zwischen ihm und seinen Gesellschaftern angeknüpftes Gespräch, über den poetischen Werth der Tragödie „Clavigo,“ deren Aufführung Ferdinand diesen Abend im Stadttheater beigezwohnt.

Wie ein König unter den Rittern seiner Tafelrunde, saß der junge hübsche Mann, mit dem blassen Gesichte und den lebhaften, blauen Augen. Die hohe Stirne leuchtete von der Begeisterung, die ihn ergriffen, und den Stempel ihrer Wahrheit und Tiefe in den belebten Zügen trug.

Seine Gesellschaft bestand aus drei Männern, wovon zwei bedeutend, einer aber nur wenig älter als er zu sein schien. Die beiden Ersteren sahen recht verlobt aus, und während der Anzug des Einen wirklich ärmlich war, zeigte der des Anderen weniger Sorgfalt als gesuchte Ueberladenheit. Ersterer war ein alter Musensohn, dessen verunglückte Carriere mit

dem Amte eines Recensenten geschlossen; Letzterer ein Priester der Kunst Thaliens, — ein reisender Heldenspieler, — der Ferdinand im Parterre des Theaters kennen gelernt, und sich, da er in dem jungen, freigiebigen Manne einen Protektor der schönen Künste gefunden, mit den Polypenarmen der Schmeichelei und dem Scheine des herzlichsten Antheils, der größten Seelenharmonie, an ihn angeschlossen hatte. Aber auch der dritte Mann war Schauspieler, doch unterschied er sich auffallend von seinem älteren Kunstgenossen. Sein sanftes Gesicht überschattete eine Wolke der Schwermuth, ein Ausdruck tiefen Seelenleidens oder drückenden Kummers. Ueber seine einfache schwarze Weste fiel nicht, wie bei Jenem, eine fingerdicke Uhrkette von schlechtem Golde, an seinen Fingern blühten keine Ringe mit großen Steinen — aber dafür trug er sehr feine und blendendweiße Wäsche, und einen, auf das sorgfältigste unterhaltenen, wenn auch nicht neuen, Rock. Trüb und theilnahmlos blickte er vor sich hin, und es bedurfte jedesmal eines freundlichen Ermahnens von Seiten Ferdinands, um ihn zu bewegen, das Champagnerglas an den Mund zu führen. Die beiden anderen Gesellschafter ließen sich nicht so nöthigen, und während sie dem splendoriten Wirth mit einer Art von Unterwürfigkeit zuhörten,

und sich jedesmal sehr artig verneigten, wenn er ihre Gläser wieder füllte, oder ihnen eine neue Schüssel zuschob, aßen und tranken sie mit einer Geschicklichkeit und Eile, als ob es die Wette gelte: wer von ihnen am schnellsten und meisten zu consumiren verstünde.

Ferdinand selbst trank mäßig; zum Essen aber fand er fast gar keine Zeit, da ihn der Schwung der Gedanken, das Interesse, welches er an dem Inhalte des Gespräches nahm, und die funkelnden Augen der Spanierin, die von Zeit zu Zeit durch ihr schwarzes Versteck zu ihm herüberbligten, weit über das materielle Geschäft des Kauens erhoben.

Hatte ihn die heutige Vorstellung tief erschüttert, — trug seinen beweglichen Geist der Enthusiasmus für den unsterblichen Dichter bis zu den Wolken, und er konnte sich nicht in dem Lobe desselben erschöpfen.

Der Heldenspieler und der alte Recensent ließen seiner Begeisterung um so lieber freien Lauf, als sie sich dadurch ungestörter mit dem trefflichen Abendessen befassen konnten, welches ihnen der noble junge Mann hatte vorsezen lassen. Beide nickten nur mit kauen- den Backen von Zeit zu Zeit dem Redner ihre gänzliche Uebereinstimmung und ihren Beifall zu.

„Und ist es nicht ein schreckliches Zeichen unserer Zeit!“ — rief endlich Ferdinand, erschöpft von

der Apotheose Göthes, auf die heutige Vorstellung zurückkommend — „daß bei solch classischen Stücken die Räume des Schauspielhauses leer sind — leer! wenn Clavigo gegeben und so trefflich gegeben wird, als dies, bekannter Weise, bei uns der Fall ist.“

„Borgestern war es besetzter,“ murmelte der Recensent mit vollem Munde und einem schadenfrohen Blicke; denn er wußte, daß diese Bemerkung Ferdinand unangenehm berühre.

„Und was gab man!“ — fuhr Wellen verächtlich die Achseln zuckend fort: — „Von Sieben die Häßlichste.“

„Nicht schlecht! nicht schlecht!“ rief der Recensent. „Angely hat sein Publikum.“

„Aber nur ein kleines; oder vielmehr nur die oberflächliche Aufmerksamkeit desselben“ — unterbrach ihn der jüngere Schauspieler mit ernster Miene. — „Kann doch bei all' seinen Stücken von einer tieferen, künstlerischen oder poetischen Bedeutung nicht die Rede sein. Wer mag ihn nennen, wenn von Göthe die Rede war?“

„Thut nichts, macht nichts!“ sagte immer essend der alte Kritiker, „sie halten sich trotz dem auf den Repertoirs, und eine gewisse drastische Wirksamkeit kann ihnen Niemand absprechen. Bewegen sie sich

doch mit einer Rührigkeit, welche die Zuschauer nicht zu Athem kommen läßt, und erfüllen das, was man eben von ihnen verlangt: sie ergözen momentan Alle, die lachen und sich ohne geistige Anstrengung unterhalten wollen.“

„Freilich!“ — entgegnete Ferdinand mit finsterner Stirne — „ist doch die göttliche Kunst jetzt nur noch die Kupplerin, die der Langenweile einen angenehmen Zeitvertreib zuführt.“

„Was verlangen Sie denn von dem Schauspieler, was können Sie von ihm verlangen!“ rief hier von der Anstrengung des Essens ausschweifend mit Pathos der Heldenspieler — „muß es nicht, und wenn es die besten Kräfte stützen, der neuen Zeitrichtung, dem neuen Geschmack, der einzig nach Sinnenreizen lechzte und nichts Höheres, als die Oper kennt, erliegen?“

„O nein!“ — entgegnete Ferdinand und seine Augen blitzten so freudig auf, als ob sich seinen Blicken eine reiche Aussicht in die Zukunft öffnete — „die Zeiten der Oper werden vorübergehen, und Tage werden kommen, in welchen sie nicht mehr die herrschsüchtige Stiefmutter auf der Bühne sein, sondern die Arme wie eine liebende Schwester um das Schauspiel schlingen wird. Man wird der Bellini und Rossini, der Auber und Halevy's schon jetzt satt, —

die Deutschen selbst schaffen ja ohnedem, mit wenigen Ausnahmen, kaum Kennenswerthes. Aber, daß ich es frei sage: Schauspieler und Publikum müssen sich ändern, wenn sich die dramatische Literatur heben soll. Sehen wir nicht allzu oft bei den Goriphäen der Schauspielkunst wahre Coulissenreißerei an die Stelle der Natur treten? opfern sie nicht freudig tausendmal die zärtesten Schönheiten einem Effecte, der ihnen den Applaus der Ungebildeten zuwendet? — Natur! Natur! ist die erste Erforderniß eines jeden Kunstgebildes — Natur ist ja die Basis der Kunst selbst. — Wie kann das Bild des Lebens, was ja jede gute dichterische Schöpfung sein soll — an unseren Geist lebenskräftig herantreten, wenn es uns durch verkehrte, leichtfertige, ungenügende Auffassung und unnatürliche Darstellung nur in verzerrten Formen vorgeführt wird. Wie viele Schauspieler aber haben wir, die wahrhaft und gründlich gebildet und dadurch im Stande sind, die schwierige Aufgabe des Eindringens in die Charaktere, welche ihnen zur Aufführung zufallen, zu lösen? Sagen Sie selbst, meine Herren, wie oft Sie die Erfahrung gemacht, daß man den Stand des Schauspielers als den bequemsten und vergnüglichsten der Welt angesehen, und sich leichtsinnig in denselben geworfen hat, ohne zu bedenken, daß er wohl

gerade einer der schwersten ist; wenn man anders seine Pflicht erfüllen und über den traurigen Stand der Mittelmäßigkeit hinausgelangen will.“

„Das ist sehr wahr“ — fiel hier der Recensent ein, mit kritischer Miene die aufsteigenden Bläschen in seinem Glase beobachtend. — „Aber ich glaube Sie dürfen unseren neueren Dichtern auch ein wenig Schuld an dem Verfall des Schauspiels geben. Wen haben wir denn, der Großes darin geleistet. Etwa G u ß k o w? M u n d? F e l d m a n n? H a l m? L a u b e? — Keiner von Allen vermochte bis jetzt durchzudringen, und sich zu einer imponirenden Größe zu erheben.“

„Lassen Sie mir G u ß k o w unangetastet“ — entgegnete W e l l e n fast feierlich — „ich gestehe, daß ich in ihm eine der schönsten Hoffnungen Deutschlands verehere. Was er geleistet, läßt bei seinen Talenten, seinem tiefen und vielseitigen Wissen und seiner Produktivität, allerdings auf große Schöpfungen in der Zukunft schließen. Bedenken Sie aber welche Schwierigkeiten sich den besseren Geistern bei dem Schaffen neuer Werke entgegenstellen. Erinnern Sie sich nur an den verdrehten, wahrhaft krankhaften Geschmack des größeren Publikums und vor allem Anderen an die unglückselige Idee, die es von dem Theater gefaßt.

Ist es doch längst nicht mehr die freundliche Schule der Bildung!"

„Gewiß wird Niemand so pedantisch sein, das Schauspiel als ein rein-moralisches Institut anzusehen, das mit dem Ernste der Religion auf die Gemüther wirken soll; aber eben so soll der Gebildete das Vergnügen, welches ihm die schönen Künste bereiten, von den armseligen Belustigungen niederer Geister unterscheiden.“

„Ich gehe in das Theater, mich zu amüsiren! heißt es jetzt, und was verstehen sie nicht alles unter amüsiren? Sich zeigen, Iorgnettiren, co-kettiren, gähnen, schwäzen... O lassen Sie mich schweigen, von den materiellen, nüchternen Seelen! — Aber wahrlich! wenn nur die Schauspieler ernstlich wollten, sie wären im Stande, — Hand in Hand mit den Dichtern gehend, — dem Geschmacke eine bessere, würdigere Richtung aufzubringen.“

„Ja wenn die Intendanten nicht wären!“ lachte fast roh der Heldenspieler. „Aber da ist der erste Grundsatz: Einnehmen, der zweite sparen und der dritte auf die Schwächen des Publikums spekuliren. Die Mitglieder werden schlecht bezahlt und die Repertoires strotzen von sogenannten Kassen-Stücken.“

„Eine bessere Bezeichnung hätte man für diesen

Genre von Stücken wahrlich im Deutschen nicht finden können," — seufzte Ferdinand. — „Es ist eben kein Funken Genialität mehr in unserem Menschengeschlecht. Aber" — rief er froh begeistert aus und hob ein volles, perlendes Glas in die Höhe — „bei diesem Nektartrank schwöre ich: lieber zu sterben, als mich in die Fesseln ihrer Gemeinheit schlagen zu lassen. Wohl dem, der tief in seinem Innersten fühlt, daß ein Moment wahrer Größe mehr werth ist, als ein langes nichts sagendes Leben, wie sie es zu Tausenden dahinschleppen. — Wäre mir doch die bitterste Armuth, bei einer geistigen Auffassung des Daseins, lieber, als der größte Mammon und ein leeres Herz.“

„Am besten aber ist und bleibt die Mittelstraße!“ — antwortete in gepreßtem Tone der jüngere Schauspieler, und als Ferdinand sich verweisend zu ihm wenden wollte, traf ihn ein so wehmüthig, ernster, ermahnender und strafender Blick, daß er beschämt schwieg und seine Verlegenheit unter dem Austrinken seines Glases verbarg.

Nach einer kurzen Pause, in welcher der Heldenspieler und der Recensent dem Beispiele ihres freundlichen Wirthes gefolgt, nahm dieser wieder das Wort.

„Wir können uns überhaupt Glück wünschen“ —

sagte er, — „daß wir in einer Zeit raschen Fortschreitens leben; in einer Zeit, die tausend Lebenskeime gebärt und entwickelt; in einer Zeit, die von den Versuchen zur Lösung der wichtigsten Fragen bewegt und angeregt wird. Abgesehen von den Vortheilen, welche dem Staate in materieller Beziehung aus dem Maschinenwesen, aus Dampfschiffahrt und Eisenbahnen erstehen, reizen uns die Kämpfe der Aufklärung im Felde der Philosophie und Religion, das Bemühen und Streben der Völker nach einer, von Gesetz und Vernunft geschirmten Freiheit; die großen kosmopolitischen Ideen der Emancipation der Juden, der Sklaven, der Frauen.“

„Wahrhaftig, wer dies allgewaltige Streben scharf ins Auge faßt; wer angefaßt von dem Weltengeiste, sich diesem Drange hingibt, dem Kämpfen und Streben nach allen Seiten folgt, — dessen Brust muß stolz und freudig bei dem Gedanken schlagen: daß auch er ein Glied dieser auf- und vorwärtstreibenden Wesenkette ist.“ —

„Dieser Wesenkette, in welcher alle Nationen der Erde brüderlich ineinander greifen, wie die Ringe in einer metallenen“ — sagte hier, leise erröthend, die Spanierin, die schon lange den feurigen Reden Ferdinands mit Interesse zugehört, und Alle er-

staunten über die Geläufigkeit und Reinheit, mit welcher die schöne Fremde die deutsche Sprache sprach.

„Ein pragmatischer Geist darf sich an die engen Grenzen einzelner Nationalitäten nicht kehren, er wird sie nicht verwischen wollen, aber er steht über ihnen, wie ein Wesen höherer Art über den Begriff: Menschheit. Ich bin Spanierin — Sie sind ein Deutscher — welch' anderes Band kann unsere Nationen geistig fester aneinander knüpfen, als das des Kosmopolitismus? und wer könnte wiederum, ohne von diesem durchdrungen zu sein, jene großen weltverbessernden Ideen, die sie eben erwähnt, in sich aufnehmen? — Gleiche Wünsche, gleiche Hoffnungen, machen uns aber auch seelenverwandt, und da ich solche in Ihnen entdecke, nehme ich keinen Anstand, Ihnen meine Freude darüber zu bezeugen.“

Die Fremde hatte diese Worte in einem so verbindlichen, festen und doch bescheidenen Tone gesagt, daß Niemand sich von der Freiheit verletzt fühlte, mit welcher sie die Grenzen überschritt, die Convenienz und Gebrauch dem Benehmen unserer Damen vorschreiben. Ist doch ohnedem der Hamburger in dieser Beziehung großstädtischer als jeder andere Deutsche, da der Zusammenfluß aller Nationen in der mächtiger Handel- und Weltstadt, ihn mit den

verschiedensten, oft grell contrastirenden Sitten aller Völker bekannt und vertraut macht.

Ferdinand aber war von dem ungezwungenen und doch so anständigen Wesen der Spanierin eben so hingerissen, als von ihren Aeußerungen, die ihm auf den ersten Blick einen ganz gleichgestimmten Geist in ihr entdeckten.

„Kein größeres Vergnügen hätte mir heute zu Theil werden können“ — sagte er mit einer leisen Verbeugung und freudestrahlenden Augen zu der Nachbarin — „als in Ihnen, schöne Dame, ein so geistig verwandtes Wesen kennen zu lernen. Leider! hüllen noch dicke Nebel das Selbstbewußtsein der Völker ein, und hemmen deren geistiges Reisen; aber die Besseren, die, gleich kühn = aufstrebenden Höhenpunkten, über die dicke Dunstschichte der Beschränktheit hinausreichen — die sollen sich, welcher Nation sie auch angehören, freudig und innig die Hände reichen; denn nur auf solche Weise ist das große Werk einer, alle Welt umfassenden Aufklärung und Fortbildung zu erzielen. Was mich aber bei Ihnen, Schönste, doppelt freut, ist nicht nur das Echo aller meiner Gefühle in dem Herzen einer Dame; sondern auch Ihr kräftiges, so weit von der beschränkt-schüchtern-gezierten Weise unserer Frauen entferntes Auftreten.“

„Warum sollte es uns armen Geschöpfen auch verboten sein, kräftig aufzutreten? Sind wir nicht Menschen wie Ihr? Und haben nicht alle Menschen gleiche Rechte?“

„Gewiß!“ — rief feurig Ferdinand, der längst diesen Ideen gehuldigt und nun entzückt war, endlich eine Dame gefunden zu haben, die nicht nur hierin mit ihm übereinstimmte, sondern sogar den kühnen Gedanken im Leben praktisch auszuführen schien.

„Ich habe längst die großartige Idee einer Frauen=Emancipation vertheidigt und für sie gekämpft. Aber was kann hierin ein einzelner Mann thun, wenn ihm nicht das ganze weibliche Geschlecht zu Hülfe kommt.“

„Sonderbar!“ sagte der Recensent, mit seiner fast stereotypen ironischen Miene, — „daß sich das ganze schöne Geschlecht bei diesem Auferstehungsrufe nicht wie ein Mann — oder hier vielmehr wie eine Frau erhoben hat. Es müssen doch noch Wenige an den Heiland glauben?“

„Das ist leicht zu erklären!“ — antwortete die Spanierin, und zündete sich eine Cigarre an, — „den außerordentlichen Werth, das unumgänglich Nöthige einer Emancipation, so wie die Schmach der jetzigen Slaverei, erkennen Alle recht gut; da es aber, um

gegen das einmal durch Gewohnheit zur Sitte gewordene sich aufzulehnen, Muth, Kraft und Kühnheit bedarf, und Ihr Männer wohlweislich von jeher dafür gesorgt habt, daß wir Weiber nicht mehr lernen, als nöthig ist, um die stolze Ueberlegenheit unserer Tyrannen zu begreifen, — so ist es ganz natürlich, daß sich auch unter den Weibern jetzt nur sehr wenige finden, die so stark sind, das alte Vorurtheil abzustreifen und kämpfend für die höchste Idee aufzutreten.“

„Es fragt sich vor allen Dingen“ — sagte der Recensent weiter — „was sie eigentlich wollen? zu welchen Rechten sie emancipirt zu werden verlangen?“

„Zu den schon ausgesprochenen!“ — entgegnete die Schöne ruhig und ließ die Mantille etwas zurücksinken, so daß man das geistreiche und liebliche Antlitz ganz sehen konnte. — „Wir verlangen: persönliche Freiheit in unserem Handeln und Wollen, und die gleichen Rechte, welche die Welt und der Staat dem Manne einräumt.“

„Also auch politische?“

„Allerdings! Ich bin so gut ein Kind Spaniens, als es mein Begleiter ist. Darf ich, wenn das Vaterland in Noth und Gefahr ist, nicht eben so gut mein Blut für dessen Freiheit versprechen, als er?“

„Denken Sie an die Jungfrau von Orleans!“
rief Ferdinand dem Recensenten zu.

„Ist eine mythische Person!“ entgegnete Jener.

„An Semiramis, Catharina, Libussa
und vor allen an die edlen Mädchen, welche Deutsch-
lands Befreiungskampf mitfochten.“

„Letztere waren fromme Schwärmerinnen. Ich
tadle indessen ihr Gefühl nicht, nur ihr Handeln,
welches immer unweiblich war.“

„Unweiblich!“ — zürnte die Spanierin —
„die Weiblichkeit ist immer das Bollwerk, hinter wel-
ches sich die klugen Herrn zurückziehen, wenn sie nicht
mehr weiter können. Ich will Ihnen sagen, was
man unter dieser sogenannten Weiblichkeit versteht:
Nichts als die Schwäche und Apathie, in die unser
Geschlecht, durch die wohlberechnete Klugheit der Män-
ner, nach und nach verfiel. Sorgt man nicht schon
von Kind an, daß wir nicht kräftig werden sollen?
Würde man dem kleinen Mädchen dieselbe freie Be-
wegung in frischer Luft, dieselbe Körperübung im
Wasser, dieselben zweckmäßigen Spiele gönnen, die
man dem Knaben erlaubt; würde die Jungfrau so
gut spazieren gehen, reiten, fahren, jagen dürfen, als
der Jüngling — ich möchte doch wissen, ob dann
das Weib noch immer schwächer als der Mann wäre?“

ob ihre Züge, ihre Muskeln nicht dieselbe Kraft ausdrücken, als die des Herrn der Schöpfung? — Oder? — glauben Sie vielleicht, wir würden ihnen an geistiger Kraft, an Wissen nachstehen, wenn wir nicht auch hierin auf unverzeihliche Weise zurückgesetzt würden? Freilich, während das Mädchen kaum das Nothwendigste lernt, (Sie werden das Spielen auf dem Flügel und mit den Sprachen und dem Pinsel hoffentlich nicht lernen nennen) während man es zu den Slavediensten der sogenannten Häuslichkeit erzieht — öffnet sich dem Jüngling der strahlende Tempel des Wissens auf Gymnasien und Hochschulen; während die Jungfrau in ihren vier Wänden einseitig werden muß, durchstürmt der Mann die weite Welt und eignet sich durch Erfahrungen einen überwiegenden Schatz an.“

„Der Wahrheit muß man beipflichten!“ — sagte hier Ferdinand, begeistert von dem schönen Apostel des neuen Frauenglücks. „Gestehen wir nur, daß es vorzüglich unsere Herrschsucht und Eitelkeit ist, die das arme Geschlecht der Damen so unterdrückt hat. Sie können ja so gut frei und selbstständig sein als wir, ohne daß wir uns etwas dadurch vergeben.“

„Frei und selbstständig kann jede Frau auch in der jetzt einmal für sie festgesetzten Sphäre sein. Aber die Natur“ —

„Halt!“ — unterbrach den Sprechenden hier heftig die Spanierin — „Eines nach dem Anderen. Sie erwähnten die Gewohnheit, lassen sie uns erst von dieser, dann von der Natur reden.“

„Gut!“ — entgegnete der Recensent. — „Also die Sitte; achten Sie dieselbe für Nichts?“

„Eben nur für Menschensatzung, die eine lange Gewohnheit heiligte.“

„Die Behauptung ist zu kühn. Woraus ist die Sitte hervorgegangen? doch wohl aus einer Uebereinkunft, welche die Menschen stillschweigend über Gebräuche abgeschlossen, die so sehr mit eines Jeden Rechts- und Schicklichkeitsgefühl harmonirten, daß man sie, eben durch die stillschweigende Annahme, sanktionirte.“

„Ich, meinentheils, glaube daß die Eigenliebe die Mutter der Sitte ist!“ sagte die Schöne.

„Eigenliebe will den eigenen Vortheil so gut als den Anderer; denn sie weiß, daß eine behagliche Existenz nur auf gegenseitiges Wohlwollen und gegenseitige Achtung gegründet werden kann.“

„Also halten auch Sie die Sitte nur für die liebe Selbstsucht, der man einen gefälligeren Namen, eine Form, gegeben hat.“

„Selbstsucht und Eigenliebe ist nicht einerlei.

Letztere kann selbst, aus den genannten Gründen, edel sein. Eine Form ist die Sitte eben so wenig; sie ist ein moralisches Gesetz, eine stillschweigende Anerkennung des Edlen und Guten.“

„Das mag sie in ihrem Ursprunge und in manchen Beziehungen sein!“ — rief Ferdinand — „aber ganz gewiß ist sie noch weit öfter eine alberne Tyrannei, die längst von den hervorleuchtenden Geistern angegriffen und verspottet wurde.“

„Nur in einem Falle ist sie dies,“ — entgegnete der Recensent — „wenn sie nämlich die Mode betrifft; keinesweges aber, wo es die Moralität gilt. Sagen Sie mir doch um Gotteswillen, meine Herrschaften, was aus der menschlichen Gesellschaft werden sollte, wenn man ihr den Zügel der Sitte und der Schicklichkeit abnehmen würde? Wir wissen wie klein die Zahl der edleren Seelen ist, und kennen die Wuth der Leidenschaften, die Folgen der Selbstsucht. Und heben wir nicht faktisch die bestehenden Sitten über Weiblichkeit auf, wenn wir das Weib in Ihrem Sinne emancipiren? Stoßen wir nicht selbst — was nie ungestraft bleibt — die Gesetze der Natur damit um?“

„Ich glaube diese Sünde fällt bei weitem mehr auf das Haupt der Männer!“ — rief eifrig die

Schöne — „die Natur schuf das Weib frei wie den Mann; aber der Mann zertrat des Weibes Freiheit und würdigte es zur Magd herab.“

„Werden wir nicht excentrisch!“ — sagte der alt Student spöttelnd — „die Natur schuf Mann und Weib, um sie in der Ehe, der Krone rein menschlicher Verhältnisse, auf diejenige Stufe zu stellen, die die vollendteste Entwicklung gestattet. Da aber der natürliche Erfolg einer Ehe die Erzeugung von Kinder ist, da Kinder wiederum einerseits geboren, gepflegt und erzogen, andererseits Mutter und Kinder geschützt und ernährt werden müssen; — so geht aus diesem, von der Natur selbst gegebenen doppelten Verhältnisse, auch eine zweifache Bestimmung für die Glieder der Ehe hervor, das heißt: die Natur bestimmte ganz klar das Weib zu der Erziehung der Kinder und dem stilleren Wirken der Häuslichkeit; den Mann dagegen zu dem Schützer und Ernährer der Familie. Drehen wir nun diese Verhältnisse herum; oder ändern sie, so ist die nothwendige Folge, daß die, dem Weibe zur Erfüllung seines Berufes geschenkten, zarten und edlen Seiten seines Seelenlebens unterdrückt und zerstört werden. Der Mann kann ihre Stelle nicht einnehmen, und somit ist die Ordnung der Natur aufgehoben und einseitig gestört.“

„Sie nannten die Ehe: die Krone rein menschlicher Verhältnisse? ich nenne sie, natürlich nur in Betracht unserer angenommenen Form, den Unsinn alles Unsinns, das ächte Joch wahrer Slaverei!“

„Sie mögen hier bei vielen Ehen, gewiß bei den meisten, Recht haben!“ — entgegnete Ferdinand — „ließe es sich denn aber nicht denken, daß eine freiere Form für dieselbe bestünde. Eine Form, die auch dem emancipirten Frauengeiste entspräche?“

„Nein!“ — sagte die Spanierin entschieden — „so lange sich namentlich die Kirche in die Ehen mischt, nie. Was sind denn die Ehen der civilisirten Völker? — Vor allem Anderen treibt man einen niederträchtigen Handel mit den edelsten und zärtlichsten Gefühlen des Mädchens. Es wird fast immer verkauft. Was ist die Folge davon? — Das Band, welches die Natur dazu bestimmt hat, Herzen zu fesseln und zu binden, fehlt. Der Mann folgt gefühllos seiner Herrschsucht, und das Weib duldet und dient. Dies das Bild Eurer Ehen!“

„Wahr, wahr! sehr wahr!“ rief Ferdinand erhist. „Aber wie schön, wie groß, wie genial steht das Bündniß zweier starken Geister dagegen da. Die Liebe hat sie sich finden lassen...“

„Versteht sich, eine Liebe, die mit der Vernunft

Hand in Hand geht!" unterbrach den Sprechenden die Schöne.

"Gewiß. Sie gestehen sich ihre gegenseitigen Gefühle..."

"Verabreden das Nöthige über die festzustellenden bürgerlichen Verhältnisse...."

"Und der Bund ist geschlossen..."

"Ohne daß Staat oder Kirche sich durch drückende Anforderungen einmischten."

"Gleich gestimmt, gleich geistig, genießen sie das Leben doppelt...."

"Jeder achtet des Anderen Freiheit und Wille..."

"Kein Zwang..."

"Keine albernen Eifersüchteleien..."

"Stören den Genuß."

"Diener besorgen die niederen Geschäfte..."

"Die Erziehung der Kinder..."

"Uebernimmt wie einst in Sparta, der Staat..."

"Die größten Unternehmungen fesseln Mann und Weib in einem Streben, das um so eher zum Ziele geführt werden kann, als ihm weniger Hindernisse entgegentreten und doppelte Kräfte darnach zielen."

"Das Weib ist dann" — fuhr mit wilder Leidenschaftlichkeit, die aus den dunklen Augen funkelte, die Spanierin fort, und ihre stolzen, schönen Züge

gewannen nur noch an Reiz durch das Leben, das aus ihnen strahlte, — „das Weib ist dann nicht allein mehr in den Kreisen des gesellschaftlichen Lebens, sondern auch auf der Weltbühne, in Künsten und Wissenschaften, in den Gewerben des Friedens und auf dem Felde der Schlacht, das Muster des Mannes, das ihn begeistert, anfeuert und lohnt. Sagen Sie selbst, Sie, mein Herr, dessen Geist kräftig genug ist, vor der kühnen Idee der Frauen-Emancipation nicht zu erschrecken, — sagen Sie mir, ob es etwas Großartigeres auf Erden geben kann, als wenn zwei Seelen, die eine hohe, — den Zeitmenschen fast undenkliche, — Freundschaft verbindet, ihr ganzes Wirken und Streben in schöner Eintracht der Ausführung jener weltverbessernden Ideen widmen, die Sie im Anfange unseres Gespräches selbst erwähnten — gestehen Sie, daß weder das Alterthum, noch das kräftige Mittelalter, am allerwenigsten die Gegenwart, einen höheren Aufschwung aufzuweisen hat — und gewiß es wird sich nie und nimmer die Größe des Geistes schlagender und evidenter zeigen, als wenn die Emancipation des Weibes dem Weibe Gelegenheit gegeben hat, zu beweisen, daß es dieses Rechtes werth sei!“ —

Mit diesen Worten stand die Spanierin auf,

zog die Mantille fester um Kopf und Schultern und machte sich zum Weggehen bereit. Der Cavalier — der an der Unterhaltung, die er nicht zu verstehen schien, nicht den geringsten Antheil genommen, — folgte dem Beispiele seiner Dame, zündete noch eine Cigarre an, warf den Mantel mit wunderbarer Geschicklichkeit und Grazie über, und Beide entfernten sich mit einer wahrhaft königlichen Hoheit in Gang und Haltung.

Ferdinand war zu aufgeregt, um noch länger in dem engen Raume eines dampferfüllten Saales bleiben zu können; auch hatte es bereits Mitternacht geschlagen. Der alte Recensent war gegen das Ende des Gespräches in einen süßen Schlummer gefallen, und der Heldenspieler konnte eben so wenig mehr sehen als sprechen und lallte, von dem edlen Champagnergeiste bezwungen, nur noch mit schwerer Zunge unzusammenhängende Worte. Daß sich der jüngere Schauspieler schon lange heimlich entfernt, bemerkte Ferdinand auch erst jetzt, und so winkte er dem Kellner, um seine Rechnung zu bezahlen. Immer noch in Gedanken dem Ideengang des eben geendeten Gespräches folgend, den Kopf auf einen Arm gestützt, bemerkte er dessen Rechnen nicht, und erst als derselbe die ungeheure Summe von achtundvier-

zig Mark forderte, blickte er erstaunt auf; der Kellner aber verstand ihn sogleich, und zeigte ohne ein Wort zu entgegnen, auf die acht leeren Champagnerflaschen und die Reste des Abendessens, die noch vor ihm standen.

Aber schon hatte auch Ferdinand vergessen, daß er noch eben über die Summe erstaunt, welche ihn dieser Abend gekostet. Er zahlte. Und mit dem stolzen Gedanken: Anderen eine frohe Stunde gemacht und sich angenehm und gut unterhalten zu haben, stand er auf, nahm Stock und Hut und verließ, unbekümmert um die Zurückbleibenden, den Saal, indem er entzückt leise vor sich hin sagte:

„O Gott! wie schön, wie groß, wie genußreich ist das Leben, wenn man es nur genial aufzufassen, sich über die neblige Tiefe der Trivialität zu erheben weiß!“ —

So spät es war, konnte der Jüngling jetzt doch noch nicht heimkehren. Sein Herz war zu voll, sein Blut zu erhitzt, sein Gehirn zu fibrirend.

Er warf sich der göttlich schönen Sommernacht in die Arme, die lau und träumerisch über der Erde lag. Wie still war nun die unermessliche Stadt geworden, deren Steinmassen und Balläste im schwachen Dämmererschein der Sterne den Riesenmonumenten

eines Weltkirchhofes glichen, über die sich der Himmel, wie eine ungeheure Trauerweide, mit seinem goldenen Laubwerke ernst und schweigend senkte.

Kein Laut, kein Ton! unterbrach die tiefe Stille; nur das Plätschern der kleinen Wellen der Alster ließ sich von Zeit zu Zeit in leisem Murmeln hören, wenn gerade ein frischerer Windhauch über die Fläche der Wasser fuhr.

Ferdinand bebte. Er hatte sich eben noch so groß so erhaben gefühlt — und nun stand er, ein armseliger Wurm, allein vor der stummen Größe des Weltalls. Lange blickte er staunend empor in den Lichtschaum der Milchstraßen, und sein Geist flog mit der Schnelle des Gedankens an tausend Welten, an dem kaum mehr sichtbaren Uranus vorüber und stürzte sich in die weiß-glänzenden Wolken eines Lichtmeeres von Millionen und abermal Millionen Sonnen, die so weit im unermesslichen Abgrunde der Unendlichkeit liegen, daß nur der letzte matte Schimmer ihrer Strahlen unseren Augen dämmert, — und hinter den Welten und hinter den Sonnen lagen wieder Welten und Sonnen, und hinter diesen zogen neue Milchstraßen hin, und auf die Milchstraßen folgten neue Sonnensysteme, — und der Gedanke durchzuckte wie ein Blitz die flammende Unendlichkeit; aber er fand

kein Ziel und keinen Halt, und unter den wild dahin-
schwirrenden Kometen seufzte er nach dem Ende der
Unendlichkeit. Da ermüdete sein Flug, denn nach
Millionen durchzuckten Weltssystemen, dämmerten ihm,
in ewig neuer Ferne, neue Welten, neue Sonnen.

Ferdinand bedeckte schwindelnd Augen und
Stirne mit den Händen, und seine Seele hatte als
einziges Gebet für den Unendlichen nur einen tiefen,
schmerzlichen Seufzer.

Lange stand er so unbeweglich mit ausgebrannter
Gedankenkraft, mit einem Gehirne voll todter Asche,
mit einem Herzen voll unendlicher Qualen und sagte
nur immer und immer:

„Und was bist Du gegen das All? und gegen
den, der größer noch ist als das All!“

Da fühlte Ferdinand, daß ihn eine Hand
sanft berühre. Er wandte sich rasch um, und blickte
mit feuchtem Auge in das blasse, leidende Gesicht des
jungen Schauspielers, der heute in dem Alster-Pavillon
an seiner Seite gesessen, sich aber früher von ihm
entfernt hatte.

„Sie noch hier?“ sagte mit weicher Stimme
Wellen — „ich glaubte Sie längst heimgekehrt.“

„Ich war es, edler Mann!“ — entgegnete der
Hinzutretene mit tiefer Rührung — „konnte ich es

denn über das Herz bringen, meine unglückliche Familie nur eine Stunde länger darben zu sehen, da ich doch, durch Ihre Güte, die Mittel in der Hand hatte, Ihren gesunkenen Muth aufzurichten? — Aber ich vermochte eben so wenig mich niederzulegen, ohne dem Manne noch einmal herzlich gedankt zu haben, der mich und die Meinen von dem Jammer des äußersten Elendes befreite.“

„Lassen Sie es gut sein!“ — bat Ferdinand — „was ich that, würde jeder Mensch an meiner Stelle gethan haben und wohl noch mehr.“

„Nicht doch!“ — rief der Schauspieler und ergriff heftig die Hand Wellens, auf die eine heiße Thräne niederfiel.

„Ich hatte Ihnen nicht geklagt, Sie um nichts gebeten; aber Ihr edles Herz eilte jedem Worte voraus, und las in meinen kummervollen Mienen, was ich zu sagen zu stolz war. Sie frugen mich so herzlich nach der Ursache meines Grammes, daß ich Ihnen entdeckte, was ich seit Monaten gegen jeden Menschen verschwiegen. Und die Art und Weise, wie Sie mich beschenkten, Herr, war wahrlich so viel werth, als die Gabe selbst. Ich mußte Ihnen dies sagen, ich mußte Ihnen den innigen Dank meiner Seele aussprechen — oder ich hätte mich selbst ver-

achtet. Sie waren edel genug dies vermeiden zu wollen, und zwangen mich daher mit Ihnen nach dem Pavillon zu gehen. Aber einem niedergedrückten Herzen sind die Freuden des Lebens ein zerreißendes Gift. Ich stahl mich fort und genoß eine unendlich größere, als ich den kleinen Schatz, den ich Ihrer Güte verdankte, an dem Bette meiner leidenden Gattin niederlegte. — Herr Wellen!“ rief hier, von den anstürmenden Gefühlen übermannt, der junge Mann mit zitternder Stimme:

„Wenn auf Gottes Welt Gerechtigkeit wohnt, müssen Sie einst glücklich werden; denn das heiße Gebet einer schwer Leidenden und ihrer drei unschuldigen Kinder stieg zum Himmel, der Segen meiner guten Schwester ruht auf Ihrem Haupte.“

Der Schauspieler konnte nicht weiter sprechen; aber er drückte krampfhaft die Hand seines Wohlthäters.

Wellen vermochte sich selbst kaum zu fassen.

„Sie nehmen einen Dienst zu hoch auf, den Sie mir in der umgekehrten Lage ja mit Freuden ebenfalls erwiesen haben würden!“ sagte er. „Ich habe nur eine Bitte dafür an Sie: sein Sie auch künftig mein Freund. — Jetzt aber lassen Sie uns heimkehren; denn es geht schon auf den Morgen und die Luft wird kühl und feucht. —“

Da der Rückweg Wellen an der Wohnung seines neuen Freundes vorüberführte, begleitete er ihn. Als sie sich dem kleinen Hause näherten, in welchem derselbe wohnte, gewahrten sie schon von Ferne Licht in einem der Zimmer.

„Man erwartet Sie!“ sagte Ferdinand zu seinem Begleiter.

„Nein, mein Herr,“ antwortete Jener noch immer bewegt — „das ist das Zimmer meiner Schwester, die, meiner Bitten ungeachtet, noch arbeitet.“

Ferdinand blickte mit einem eigenthümlichen Gefühle von Mitleid und Achtung empor, und als er schon weit von dem kleinen Hause entfernt war, malte ihm noch seine lebhafteste Phantasie das Bild des fleißigen Mädchens mit den lieblichsten Farben aus.

Ferdinand schlief nur wenige Stunden. Schon die ersten Strahlen der Morgensonne fielen auf sein Kopfkissen und weckten ihn auf. Er sprang fröhlich empor, und in wenigen Minuten sog er mit Entzücken die frische Morgenluft ein.

Alles war noch still! die Fenster und Thüren der Häuser noch geschlossen, und nur einzeln erwachte das

Leben hie und da. Wellen blickte stolz auf die noch immer schweigende Stadt, und der Gedanke: noch gewacht zu haben, als schon Alles schlief, und auch jetzt wieder von den vielen Tausenden einer der Ersten zu sein, der zum Leben erwacht, erfüllte ihn mit Entzücken.

„Menschen!“ — rief er in seiner Behaglichkeit aus, von dem Kraftgefühl und dem Lebensmuth der Jugend durchströmt — „wie ist es möglich, daß ihr von eurem kurzen Leben, — in das sich so viele Wünsche, Hoffnungen und Entwürfe drängen, die doch alle erreicht und ausgeführt werden sollen, — auch noch die größere Hälfte verträumt!? — Sind wir nicht ohnedem Eintagsfliegen? — und ist es denn eine Lust nicht zu sein? Leben heißt genießen. Aber die wenigsten Menschen verstehen freilich zu leben!“

Und wie Recht hatte der junge Mann hierin. Die Meisten schaffen sich eine gewisse Anzahl und Art von Sinnenreizen, die sie dann ihre Vergnügungen nennen. Haben sie einen dieser Reize genossen, richten sie den Blick eigenstinnig und beschränkt auf einen bestimmten anderen, nicht beachtend, daß zwischen diesen selbstgeschaffenen künstlichen Genüssen eine unendliche Menge ungekünstelter Freuden liegen, deren

Lebenswein eben darum um so süßer schmeckt, als er natürlicher ist.

Wir wollen da oder dorthin spazieren gehn, heißt es, und über die Erwartung der Lust, die wir uns vorgenommen haben da oder dort zu genießen, — gehen wir kalt, immer nur den Blick nach dem Ziele gerichtet, an den tausend und abertausend Blumen der Freude vorüber, die rings an unserem Wege blühen.

Ferdinand dagegen hatte sich, geleitet durch seinen lebhaften Geist und sein sehr empfängliches Gemüth, eine ganz besondere Theorie des Genießens geschaffen, die er aber auch in dem Leben ausführte. Frühes Aufstehen, das Einathmen der frischen Morgenluft, ein stärkendes Bad, das Lied eines Vogels, eine schöne Blume, eine reizende Aussicht, ein heiterer Sonnenblick — alle diese Kleinigkeiten boten ihm so gut Genüsse und Freuden, als ein gutes Buch, ein schönes Schauspiel, ein treffliches Essen, ein Ball u. s. w. Er war, mit einem Worte, so klug, keine Freudenblume des Lebens, — auch nicht die kleinste, — zu verschmähen; und so kam es denn, daß er sich allerdings einen vollen, üppigen Kranz auf die Schläfe drücken konnte.

Heute griff er, so frisch und poetisch von der

Morgenluft angeweht, nach seinem Lieblingsstudium den Dichtern. Er überflog an seinem Bücherschranke die Namen der Autoren, welche die Rückseiten der Werke in goldenen Buchstaben trugen. Als er an „Freiligrath's“ Gedichte kam, durchzuckte es ihn wie ein electrischer Funke. Er nahm das Buch und schlug es auf. Er hatte die „Meerfahrt“ vor sich und las das Gedicht mit Behagen. Aber es erweckte in ihm eine eigenthümliche Unruhe, eine Sehnsucht, und als er die letzte Strophe:

„Er lebt in den Häusern der alten Zeit,
Wo die Muschel blüht, wo der Bernstein glüht,
Unten die alte Herrlichkeit,
Oben ein Fischerlied.“

gelesen und wiederhört hatte, sprang er auf, warf das Buch zur Seite und rief:

„Jetzt weiß ich, was mir die ganze Zeit gefehlt hatte! — Ich muß einmal wieder hinaus, auf die See, meine Seele weiten und dehnen an dem großartigen Anblick des Meeres.“

Und er ging rasch in seinem Zimmer auf und ab, überlegend, wohin er heute gehen und wen er zu der Parthie einladen wolle. Der Plan war so schnell gefaßt, als der Gedanke in ihm aufgestiegen. Seinen neuen Freund von gestern Abend mußte er

nicht nur näher kennen lernen, sondern es dünkte ihm auch gut und edel den Nieder gebeugten zu zerstreuen und aufzurichten. Dabei stieg in Ferdinand unwillkürlich auch wieder das Bild auf, welches er sich diese Nacht von des Schauspielers fleißiger Schwester entworfen, und er mußte sich gestehen, daß er sehr neugierig sei, zu wissen, in wie weit sich seine Phantasie dabei von der Wahrheit entfernt. Die Lösung dieses Wunsches aber ließ sich, wie ihm dünkte, auf das Schönste mit seinem Plane vereinen. Rasch eilte er zu seinem Schreibtische, nahm Feder und Papier und schrieb folgende Zeilen:

„Geschätzter Freund!“

„Auf die Gefahr hin, für einen Egoisten zu gelten, nehme ich heute in Beschlag, was sich mir kaum gestern Liebenswürdiger gezeigt. Nämlich Sie selbst.“

„Sie versprachen mir Freund zu sein und ich erbitte mir als erste Probe unseres jungen Bundes — falls es der Zustand Ihrer geschätzten Gattin erlaubt — Ihre und die Gesellschaft Ihrer Fräulein Schwester zu einem kleinen Ausfluge nach Rügenbüttel. Sie brauchen sich nicht zu geniren, denn es wird außer uns Dreien Niemand an der Parthie Theil nehmen. Für Ihre so fleißige Schwester wird dieser Ausflug eine gesunde Erholung, für uns Gelegenheit sein, uns näher einander anzuschließen.“

„Ich rechne mit um so größerer Sicherheit auf die Erfüllung meiner Bitte, als ich weiß, daß Sie heute von Geschäften ganz frei sind. Dem Ueberbringer die Antwort. Wir können uns dann zur Stunde der Abfahrt an dem Dampfschiffe treffen.“

Mit herzlichster Ergebenheit

Ihr Freund

Ferdinand Wellen.“

Ferdinand schellte seinem Diener; da aber derselbe, gleich allen anderen Hausgenossen noch nicht auf den Beinen war und der junge Mann keine Geduld hatte länger zu warten, lief er selbst nach dem Hause des Freundes, den eignen Brief auf irgend eine Weise hinein zu bringen.

Das Leben war unterdessen in der großen Stadt mit einem Male in seiner ganzen Regsamkeit erwacht, und die kaum noch leeren Straßen wimmelten schon wieder von tausend und abertausend geschäftig dahineilenden Menschen. Als sich Wellen der Wohnung des Freundes näherte, flogen seine Blicke unwillkürlich nach jenem Fenster, das er vor kaum fünf Stunden noch erleuchtet gesehen; jetzt war es geöffnet und eine weibliche Gestalt war hinter demselben, wie es schien, mit dem Reinigen des Zimmers, beschäftigt. Ferdinand war sich nichts Böses bewußt und dennoch

erfaßte ihn plötzlich ein beängstigendes Gefühl, eine Art Schaam. Sein Gesicht glühte und er scheute sich weiter zu gehen.

Wenn dies das gute Kind wäre, dachte Wellen bei sich, die ich eben im Begriff stehe, mit ihrem Bruder schriftlich einzuladen, und sie bemerkte mich jetzt, wie ich meinen eignen Brief bringe, würde ich mich nicht lächerlich machen? — Lächerlich! — das ist die Stelle, an welcher wir Männer alle sterblich sind; lieber schuldig als lächerlich. Und er stellte sich in den Gang eines nahen Hauses, so daß man ihn nicht bemerken, er aber die Geschäftige sehen konnte.

Jetzt wandte sie sich nach dem Fenster, einen Vorlegteppich ausschüttelnd.

Welch' allerliebsteß, kindlich-gutes Gesichtchen! — Wahrlich wenn diese Züge Unschuld und Frömmigkeit heuchelten, dann müßte die ganze Natur lügen. Und welche Jugendfrische, Welch' heiterer, froher, dankender Blick. Keine Spur von kränkelder Blässe, trotz dem anhaltenden Arbeiten; kein finsterner Zug, ungeachtet der drückenden Lage. Dankbarkeit, wo Andere gemurrt haben würden — fromme Ergebung, wo Tausende verzweifelt wären.

Und doch jene kindliche Kofetterie dabei, die dem weiblichen Geschlechte angeboren ist, und ihm einen

so eigenthümlichen Reiz gibt. Wie schelmisch die Augen unter dem weißen Nachthäubchen hervorblinckten, das mit Sorgfalt unter dem Kinne gebunden war. Wie neckisch ihr die zierliche Nachtjacke von hellblauem Rattun mit den kurzen Aermeln stand, welche die schöngeformten, runden Arme sehen ließen; wie reinlich das weiße, faltige Unterkleid.

Ferdinand kam fast täglich in die ersten Zirkel der Stadt; er war daher gewohnt die schönsten und geschmackvollsten Toiletten zu sehen, — Ferdinand war *Hamburger*, reich und vierundzwanzig Jahre alt, also auch mit dem Kultus der *Pandemos* vertraut und kein Neuling in Beurtheilung weiblicher Schönheiten. Aber das mußte er sich hier gestehen, — so süß, so lockend und doch so heilig, — so kindlich zugleich und doch so fromm erhaben, hatte ihm bis jetzt kein Mädchen gedünkt. Was waren die gesuchtesten Toiletten gegen dies Negligée; die feinsten Manieren gegen diese natürliche Anmuth.

Wellen hatte den Zweck seines Ganges rein vergessen und er würde hier den ganzen Morgen stehen geblieben sein und angeschaut haben, wenn nicht die Liebliche selbst bald verschwunden wäre. Jetzt erst dachte er wieder an seinen Brief; aber wie mächtig war unterdessen das Interesse an dessen In-

halt gestiegen. Er bangte fast, als er ihn einem alten, schmutzigen Weibe im Hause zur Bestellung abgab, und sein Herz hüpfte vor Freude, wenn er der Hoffnung gedachte: einen ganzen Tag an der Seite jenes lieben Kindes hinbringen zu dürfen. Seine Einbildungskraft war im höchsten Grade erregt. Er malte sich die Kleine in einem einfachen, geschmackvollen Anzuge; er saß auf einem schwankenden Fischerfahne neben dem Bruder und ihr, er fühlte wie das Schaukeln der Wellen sie sanft und leise an ihn preßte, er hörte ihre Stimme, trank durstig ihre Blicke; er schloß mit Bruder und Schwester einen heiligen Freundschaftsbund und alle Götter des Olympes stiegen herab, den Tag dieses schönen Seelenbündnisses würdig auszuschnücken und zu feiern.

So kam er nach Hause und fand zu seinem Erstaunen, daß ihn die Frau Mutter — gegen alle Gewohnheit — schon erwartete. Es mußte etwas Wichtiges sein, das dieselbe so früh aus den Federn trieb; denn der Hausordnung nach stand die Frau Hofrathin gewöhnlich erst um zehn Uhr auf, und zeigte sich fast nie vor Gilse, der Zeit des Frühstückens.

Ob wir nun aber mit Ferdinand in das moschusduftende Zimmer seiner Mutter treten, einige

Worte über dessen Erziehung und das Verhältniß, in welchem er zu seinen Eltern stand.

Ferdinand war das einzige Kind des Wel-len'schen Ehepaars. Sein Vater, einer jener trocknen Actenmenschen ohne Gefühl und Herz, hatte sich nie um die Erziehung seines Sohnes weiter bekümmert, als daß er das erforderliche Geld dazu brummend hergegeben. Der Hofrath war Jurist, und zwar ein tüchtiger, aber auch ein eingefleischter. Die Jurisprudencia war seine Göttin, und er streichelte von jeher den schweinsledernen Einband seines Corpus juris lieber, als die frischen Wangen seines Kindes.

Von einer Neigung des Kindes zu dem Vater konnte daher eben so wenig die Rede sein, als eine solche umgekehrt bestand, und die ganze Liebe des Sohnes, so wie dessen Erziehung, fiel in natürlicher Folge der Mutter anheim. Damit aber war das Urtheil über den angehenden Menschen gesprochen, der wahrlich in keine schlimmere Hände hätte fallen können.

Die Hofrätthin war zwar ihrem Sohne eine liebende Mutter, — aber eine solche, von welchen Gellert in dem Gedichte: „die Affen und die Bären“ sang:

„Hier fängt sie zärtlich an zu weinen,
Nimmt eins von ihren lieben Kleinen,
Das sie so lang und herzlich an sich drückt,
Bis ihr geliebtes Kind erstickt.“

Aus lauter Liebe verdarb sie den Sohn, indem sie ihm jeden Willen ließ.

Dies würde indessen weniger zu sagen gehabt haben, da Ferdinand schon als Knabe einen kräftigen Geist entwickelte, der sich unstreitig seine Bahn gebrochen hätte; wenn nicht der Charakter und die Geistesrichtung der Mutter den jungen Mann irrgelitet und völlig unpraktisch gemacht.

Wie konnte auch dies selbstsüchtige Weib, dessen höchstes Streben ein genußreiches Leben war, das auf der einen Seite Herrschsucht gegen den Gatten, auf der andern eine unbegrenzte Schwäche gegen den Sohn, im Aeußeren Eitelkeit und im Tiefinnersten Bosheit verrieth — wie konnte ein Weib, dessen Glauben und Denken nicht über den Puztisch, seine kleine Intriguen und die Vergnügungen des Tages reichten — einen Geist lenken und richtig leiten, der dem ihren so weit überlegen war?

Bald fühlte dies die Mutter, und überglücklich über die trefflichen Anlagen des Sohnes, stieg die Vergötterung nur noch, mit welcher sie denselben liebte

und behandelte; sie erkannte in ihm ein großes Talent — ein Genie — und beging in ihrer mütterlichen Freude und Schwäche die unverzeihliche Thorheit, diese Ueberzeugung in dem aufkeimenden Jüngling zu befestigen. Von nun an wurden Lehrer auf Lehrer gehalten, versteht sich von selbst nur in Fächern, die einem Genie Nahrung geben konnten — oder dem Söhnchen behagten; — Nützlichcs hatte ohnedem der Erbe des reichen Hofrath Wellen nicht nöthig zu lernen — und endlich legte das Theater und die große Welt noch die letzte bildende Hand an den hoffnungsreichen Jüngling.

Aller dieser Mißgriffe ungeachtet, war aber dennoch aus Ferdinand ein guter Mensch, wenn auch ein schwankender Charakter geworden. Die Natur hielt dem Einfluß seiner Mutter wenigstens hie und da die Stange. Er gehörte zu jenen, wie Meteore auftauchenden, lichterem Seelen, die zwar von den edelsten Beziehungen der Menschen zu einander waren und innig ergriffen werden, — sich aber auch ebenso leicht von ihren eitelen Bestrebungen beherrschen lassen; die gutmüthig aber schwach sind und einen gefälligen, auf philosophisch klingende Bertheidigungen gestützten Leichtsinns — für Genialität nehmen.

Ferdinand wußte nicht anders: als er sei reich! besonders da dies der ewige Refrain seiner Mutter war, die kein größeres Verdienst als Reichthum kannte. Es war ihm ferner eingeprägt² worden: er sei ein Genie — was war also natürlicher, als daß seine poetische Natur, sobald erst sein Geist klar geworden und er die Strebungen des Lebens erfaßt und verstanden, sich jubelnd in den Strom der Zeitrichtung stürzte, und — ein jugendkräftiger Schwimmer, — unbekümmert um die nackten Ufer der Trivialität, nach dem Ziele strebte, das wie ihm däuchte, seinem erleuchteten Geiste gesetzt sei.

Schön und verführerisch war ja der Wahn! und kein Freund war noch zu dem Jünglinge getreten, ihn warnend vor zu schwindelndem Fluge, mit dem er, ein zweiter Ikarus, der Sonne der Genialität all zu kühn entgegen strebte.

So stand es jetzt mit Ferdinand Wellen, der übrigens Vieles oberflächlich wußte, und den alle Welt seiner Offenheit und Gutmüthigkeit wegen liebte und schätzte.

Freunde hatte er in Unzahl; denn er war „ein nobler, splendorer Junge!“ — und wenn sich auch viele derselben oft heimlich über seine Freigiebigkeit lustig machten und ihn spottweise „den Pro=

tektor der Künste“ nannten, so schlugen sie es doch nie aus, sich von ihm bewirthen zu lassen. In seinem Inneren hatte Ferdinand freilich noch keinen festen Halt gewonnen, da er eigentlich selbst nicht klar wußte, was er wolle und wohin er strebe. Geliebt hatte er bereits viel; von einer wahren Liebe aber schienen gerade eben jetzt die ersten Strahlen in sein Herz gefallen zu sein. —

Noch war seine Seele mit den lezt empfangenen Eindrücken beschäftigt, als er in das Gemach seiner Mutter trat.

Die Hofrätthin war eine Frau von achtundvierzig Jahren, aber gut conservirt und noch immer hübsch zu nennen; wobei ihr vor allen Dingen ein schöner Wuchs und ein angenehmer Emboupoint zu statten kam. Den Puztisch durfte man freilich nicht untersuchen; denn auf diesem, der Göttin der ewigen Jugend errichteten Altare, lagen in krystallinen Opfer-schaalen gar manche Dinge, die eine Dame nicht gerne sehen läßt, als: falsche Locken, künstliche Zöpfe, herrliche Zähne, zauberisches Roth und andere Utensilien der Toilette, die zu verrathen das Zartgefühl verbietet.

Jetzt lag sie, in einen kostbaren Morgenanzug gehüllt, nachlässig hingestreckt auf dem Divan. Die

angegriffene Miene, die, wie von Leiden halbgeschlossenen Augen, das matte Niedersinken des Hauptes auf die stützende Hand, — contrastirten auffallend mit den rothen Wangen und der leicht bemerkbaren Sorgfältigkeit, mit welcher Anzug, Lage und Bewegungen geordnet waren.

Schärfer aber noch trat der Abstand zwischen den beiden Gatten selbst hervor. Während die Hofrätthin, gleich einer Sultanin, auf den weichen Polstern thronte, stand die dürre, trockne Gestalt ihres Mannes in einer nahen Fensternische, den strengen Zügen mit komischem Ernste einen Anflug von Behaglichkeit aufzwingend.

Man sah es dem Juristen auf den ersten Blick an, daß er lieber die Vertheidigung des ärgsten Verbrechers vor dem Hochnothpeinlichen Halsgerichte, als die seinige vor seiner Gattin geführt hätte. Hier halfen weder Vernunftgründe, noch die schlagendsten juristischen Citate; denn erstens ließ ihn die theuere Ehehälfte selten zu Wort kommen; zweitens bekam sie, sobald er mit Vernunftgründen und Schlüssen heranrückte, Migräne; und drittens war alles Streiten ja doch umsonst, da die Hofrätthin, nach Art vieler Damen, wenn sich ihr Gegenpart auch in unumstößlich-überzeugenden Beweisen seines Rechtes erschöpft

hatte — immer wieder auf ihre alte Meinung zurückkam.

Der Hofrath war ein aufgeklärter Mann; dem ohnerachtet glaubte er in solchen Stunden an die Sage von dem Disputirteufel, den Luther, bei seiner Disputation mit Eck, in einem Ringe bei sich getragen haben soll; ja er war sogar moralisch überzeugt, daß dieser dämonische Ring, durch irgend eine Veranlassung in seine Familie gekommen und nun Eigenthum seiner Frau geworden sei. Hätte er als Jurist keine so entsetzliche Scheu vor dem Stehlen gehabt, wären die Hände der Hofrätthin längst ringlos geworden.

Auch heute waren, wahrscheinlich von jenem bösen Geiste erregt, verschiedene eheliche Stürme über das graue Haupt des Hofraths hingefahren; da er — freilich mit zagendem Herzen und nur verblümt, — seine Gattin von weitem darauf aufmerksam gemacht, daß ihre grenzenlose Verschwendung ihr Vermögen gänzlich untergrabe. Glücklicherweise hatte diesmal aber der gute Mann eine Zauberformel zur Beschwörung des Ungewitters gefunden, nämlich die Nachricht von der projektirten Heirath des Sohnes mit der Tochter eines der reichsten Großhändler Hamburgs, die außerdem dadurch Gewicht bekam, daß der Kontrakt bereits mit dem alten Herrn abgeschlossen war.

Freilich ärgerte sich die Hofrätthin anfangs darüber, daß dieser Plan ohne sie und hinter ihrem Rücken geschmiedet worden sei, und hielt dem Gatten eine lange und nicht leidenschaftlose Gardinenpredigt, über dies heimtückische und voreilige Handeln der Männer bei solchen Gelegenheiten. Nach und nach söhnte sie sich aber doch mit dem Gedanken aus, da die Parthie ihren Anforderungen ganz entsprach, und sie nichts sehnlicher wünschte, als ihren vielgeliebten Sohn gut — das heißt an ein reiches Mädchen — verheirathet zu sehen.

Um sich einigermaßen für ihre Passivität bei dem Abschließen des Handels, — war doch die Uebereinkunft der beiden Väter kaum etwas anderes — zu entschädigen, hatte sich die Hofrätthin vorbehalten, die glückliche Botschaft dem Sohne selbst zu eröffnen; fiel doch dann wenigstens die Glorie des Unternehmens auf sie zurück; konnte sie sich dabei doch das Ansehen geben, als wäre sie die Stifterin des überschwenglichen Glücks, das in Gestalt einer reichen Braut ihrem Herzblatt um den Hals fallen sollte.

Als daher Ferdinand eintrat, winkte sie ihn zärtlich zu sich heran, und bat ihn auf einem Tablette an ihrer Seite Platz zu nehmen. Als dies geschehen, leitete sie die Eröffnung mit einer weit-

läufigen Auseinandersetzung und Würdigung ihrer unbegrenzten Mutterliebe ein, die unausgesetzt Alles aufbiete, ihn glücklich zu machen. Dann ging sie — immer ohne die geringste Notiz von ihrem Manne nehmend — auf die Erläuterung dessen über, was sie unter Glück verstehe, nämlich einfach den Reichthum, da dieser der goldne Schlüssel zu allen ordentlichen Vergnügungen, zu der Ehre und einem behaglichen Leben sei.

So sehr aber Ferdinand an seiner Mutter hing, so wenig durfte er, — wollte er in ihren und seinen Augen nicht den Ruf eines Genie's verlieren — diesen materiellen Grundsätzen huldigen. Er folgte in der That aber auch nur seiner innersten Ueberzeugung, wenn er auf das entschiedenste den Reichthum als die alleinige Quelle des Glücks zurückwies und — dasselbe vielmehr in wahrer Liebe und Gegenliebe, in der Ehre, in dem, mit Erfolg gekrönten Streben nach Größe und Ruhm suchte.

Ferdinand sprach, von aufrichtiger Begeisterung für diese Ideale der Jugend getrieben, mit solchem Feuer, mit solcher hinreißenden Beredsamkeit, daß die Mutter, — nicht bedenkend wie er ja gerade ihren Ansichten und Wünschen entgegenstrebe, — Migräne und Heirathsplan auf Minuten aus der Erinnerung

verlor und im Entzücken über den genialen Sohn, dicke Thränen der Freude und der Rührung vergoß.

Für den Vater aber waren diese idealistischen Lebensansichten, was aufgelöstes *quasia excelsa* für die Rücken ist, — nämlich Gift. Auch wirkten sie auf gleiche Weise, indem er ordentlich Leibkrümmen davon bekam und, — in seiner Verzweiflung alle ehlichen Gewitterstürme nicht achtend — auf das heftigste gegen diese unsinnige, unpraktische Richtung losbrach, die jeden Menschen unglücklich machen müsse. Er frug, wohin denn eigentlich dieß verschwommene Wesen, wohin diese hochfliegenden Gefühle die Welt führen sollten, wenn Jeder so dächte? — er wünschte zu wissen, ob Ferdinand sich und seine Familie einst mit Liebe, Ehre und Größe ernähren wolle? ja er ging — da er nun doch einmal den fürchterlichsten Zorn seiner Gattin beschworen — so weit, gerade heraus zu erklären: er sei durch diese verfluchte Ueberspanntheit ruinirt, und wenn ihm die projektirte Heirath — aus der ohnedem nichts würde, wenn Ferdinand sich nicht zum Kaufmannstande entschlösse — nicht auf die Beine hülfe, er sich nur hinsetzen und sich selber das *decretum de aperiendo concursu* schreiben könne.

Die Hofrätthin war unter ihrer Schminke blaß

wie der Tod geworden; ihre Blicke schossen wie giftige Pfeile nach dem Unglücklichen, der seit einer langen Reihe von Jahren nicht mit solcher unverzeihlichen Kühnheit gegen sie und ihren Schützling aufzutreten gewagt hatte.

Raum vermochte sie, in Rücksicht auf ihren Sohn, ihren Zorn zu bändigen, die Verachtung zurückzuhalten, welche ihr die niedere Denkungsweise des Altmannes eingeflüßt. Mit einem Blicke, welcher dem Hofrath ankündigte, daß sich das Donnerwetter nicht verzogen habe, sondern nur auf die schickliche Zeit warte über ihn loszubrechen, wandte sie sich darauf zu dem erstaunten Sohne und sagte spöttelnd:

„Dein Vater scheint von seinem gestrigen Schwärmen noch etwas aufgereggt zu sein, da er in meiner Gegenwart aller Schicklichkeit vergißt; auch mußt Du dem Juristen den Eifer für ein Brodstudium verzeihen; der Altenstaub legt sich gern zu schwer auf die Flügelchen des Menschengestes, und hindert ihn an einer Aufschwung in die Regionen, in welchen sich das lichte Genie bewegt. Aber ich, mein Kind, verstehe Dich, fasse ganz Dein hohes Streben und theile Deine Ansichten von Glück; nur wirßt Du mir zugestehen müssen, daß bei allem dem, Reichthum eine schöne Gabe ist.“

„Dagegen habe ich nichts“ — entgegnete Ferdinand. „Es würde mir sogar schmerzlich sein, wenn ich ihn entbehren sollte; aber ich kann mich auch arm glücklich denken.“ / *Erinnere Dich*

Und die Gedanken des jungen Mannes verfolgten in diesem Augenblicke ein ihm liebgewordenes Bild mit doppeltem Interesse und knüpften sonderbare Folgerungen daran.

Aber die besorgte Mutter, welche das träumerische Sinnen des Sohnes für Angst über den eben angedeuteten schlechten Stand des älterlichen Vermögens ansah, suchte Ferdinand zu trösten, indem sie ihm mit einem Male sein nahes Glück verkündete, und ihn dabei ganz unverhohlen merken ließ, sie habe die Werbung betrieben.

Ferdinand war überrascht. An's Heirathen hatte er bis heute um so weniger gedacht, als ihm die Ehe noch immer wie ein unter Gold und Blumen verstecktes Joch vorgekommen; ja im älterlichen Hause waren sogar die Blumen, die es vielleicht auch anfangs geziert, welk abgefallen, und die Vergoldung mußte schlecht gewesen sein, da er von jeher nur eine recht drückende, häßliche Eisenkette bemerkte. Außerdem aber fürchtete er auch, Freund Hymen möge die Schwingen seiner Psyche zerknicken, und ihn von dem großartigen

kosmopolitischen Streben, welches er sich zur Aufgabe gemacht, in die nüchternen Schranken eines philiströsen Hauswesens zurückdrängen.

Mit einem Male trat das beinahe vergessene Bild der Spanierin vor seine Seele, und alles was sie über Ehe und Liebe gesagt, schien ihm nun doppelt wahr. Sollte er seine Freiheit, sein hohes, sein Lebensglück schon so jung dem Mammon opfern? und wer sollte ihm dies Opfer ersetzen? ein allerdings nicht häßliches Mädchen — aber eine jener vornehmen Damen, die mit einem Anfluge von Bildung — Geistesbeschränktheit und einen unerträglichen Stolz, mit Koketterie — Herzlosigkeit, mit nie endenden Präensionen — Unduldsamkeit verbinden, und die von der Muttermilch an den Grundsatz eingesogen haben: Nichts auf Erden zu achten, als eben das Geld.

Ferdinand überschaute dies Alles mit klarem Blick. Einem Schwanken aber war er durch die Aeußerung seines Vaters: daß die Heirath nur dann Statt haben könne, wenn er sich entschlosse, Kaufmann zu werden — enthoben. Außerdem neigten sich Herz und Sinn nach dem Bilde, welches er kaum eben in seine Seele aufgenommen. Mit jenem Kinde der Natur und ihrem Bruder wollte er ein Freundschaftsbündniß

schließen, daß, ohne den Zwang der abgeschmackten Convenienzen, alle drei zu dem Genuß des höchsten Lebensglück führen sollte.

Er erklärte sich daher auf das Entschiedenste: daß er vor der Hand noch ledig und ungebunden bleiben wolle, spottete über des Vaters Zumuthung: die schönen Schätze seines Wissens, seine großen, freisinnigen Ideen hinter einem Comptoirpulte zu vergraben, und redete die Hofrätthin so gewaltig in die Begeisterung hinein, daß dieselbe, ehe sie sich es versah, ihren Standpunkt ganz geändert hatte, und nun ihrem Sohne Recht gebend, selbst über den Gatten herfiel, (sie konnte den Aerger über den ohne ihr Mitwissen geschlossenen Plan ohnedem nicht überwinden) und dessen Eigennuß und Gefühllosigkeit, dessen nüchternpraktisches Wesen und dessen Despotismus gegen sein Kind, auf das Unbarmherzigste geißelte.

Der alte Jurist hatte gut gesticuliren, zum Reden kam er nicht, und wenn er auch in aller Gelassenheit mit den Worten: „Vernunft!“ — „Zerrüttung des Vermögens“ — „Bedenket die Lage der Dinge“ ... u. s. w. anhob, so erstickte der Redestrom der Gattin seine Stimme und er konnte nur schweigen und seufzen. Da aber die Hofrätthin gar nicht zu Ende kam, und immer wieder anfing: man müsse einem Genie

nicht aus kleinlichen Rücksichten in den Weg treten, es würde sich schon selber seine Bahn brechen; kleine Seelen vermöchten große nicht zu beurtheilen; Geschäftsmänner verstünden nichts vom Freien, da die Fühlhörner ihrer ausgetrockneten Seele nur nach Geldsäcken und Aktenstößen tasteten — riß endlich dem Gedulbigen die Geduld; er packte auf, lief, in reiner Verzweiflung, aus dem Zimmer seiner plädi- renden Ehehälfte, stürzte auf das seine, schloß sich ein und vergrub sich unter Bergen staubiger Papiere.

Ferdinand hatte diese Flucht nach Egypten mit Sehnsucht erwartet, da auch er weg wollte, um nachzufragen, ob noch keine Antwort von dem Freunde gekommen sei. Vorerst mußte Frau Mamma mit neuen Geldzuschüssen herausrücken, da die Kasse des Sohnes durch dessen Freigiebigkeit am vorhergehenden Abend fast erschöpft worden war, und die heutige Parthie bedeutende Ausgaben veranlassen mußte.

Die Hofrätthin äußerte, indem sie nichts destoweniger den hoffnungsvollen Sohn mit wohlgefälligem Lächeln anblickte, ihre Verwunderung über die schnelle Ebbe in dem Geldbeutel Ferdinands, sorgte aber zugleich für eine entsprechende Fluth, und entließ endlich den Sohn unter Umarmungen und Küssen und mit der Tröstung: sie selbst wolle sich nun für eine passende Parthie für ihn umsehen.

Als Ferdinand auf sein Zimmer kam, traf er auch schon eine Antwort auf sein Billetchen von heute früh. Sie lautet:

„Hochgeschätzter Herr!“

„Ueberrascht durch Ihre freundlichen Zeilen, die mir wieder auf's Neue Ihr wohlwollendes Herz beurfunden, kann ich wohl nicht anders als Ihre Einladung annehmen. Ich darf dies um so mehr, als meine Frau, — Dank sei es der Freude, die ihr Ihre Güte bereitet! — sich besser befindet.“

„Meine gute Schwester muß indessen auf dies Vergnügen verzichten, da sie die kleine Haushaltung, so wie die Leidende überwacht und sich von beiden nicht trennen könnte, ohne beständig in der größten Angst zu schweben. Die heutige Entbehrung wird ihr übrigens der Moment reichlich ersetzen, in welchem sie Gelegenheit findet, Ihnen, als dem großmüthigen Wohlthäter ihrer Lieben, so recht aus vollem Herzen danken zu können. Geben Sie der Guten dazu bald Gelegenheit, und genehmigen Sie bis dahin, daß sie sich Ihrem Wohlwollen empfohlen hält.“

„Ihrem Wunsche gemäß harre ich Ihrer an dem Dampfschiffe.“

Mit aufrichtiger Hochachtung

Ihr ergebener

Karl Werdendorff.“

Ferdinand warf den Brief ärgerlich auf die Seite. Nicht als ob seine Freundschaft gegen den jungen Schauspieler Heuchelei gewesen wäre, — nicht als ob er nun mit Widerwillen an den Ausflug gedacht hätte; — sondern weil das erwähnte Schooßfind des Glücks ein Fehlschlagen seiner Wünsche, seiner, so lieblich ausgemalten Hoffnungen, nicht ertragen konnte.

Brannte er doch vor Begierde, mit jenem lieben Wesen eine Freundschaft in dem hohen Sinne zu schließen, in welchem die geistreiche Spanierin sie bei Frauen aufgefaßt haben wollte. Mischte sich doch nicht die leiseste unreine Idee in diesen Wunsch; fühlte er doch in seinem Innersten einen gewaltigen Drang das Glück jenes Mädchens zu gründen, ihr Schicksal an das seine zu knüpfen. Und heute hatte er, wie er es bei wichtigen Dingen zu thun liebte, mitten in der Natur im Angesichte des imponirenden Meeres, umweht von der Größe und der Allmacht des Ewigen, den Grund legen wollen zu einem so schönen und dreifachen Bunde — und jetzt lagen alle diese Hoffnungen zertrümmert zu seinen Füßen.

Es bedurfte einiger Zeit bis er sich zu fassen und wiederzufinden im Stande war und einsah, daß gerade diese Weigerung des Mädchens ihm den Lilien-

duft neuer Tugenden zusandte. Schien sie außerdem doch selbst seine nähere Bekanntschaft zu wünschen, und bedurfte es zu einer Annäherung an sie, nicht vor allen Dingen des unumschränkten Vertrauens und der festeren Freundschaft ihres Bruders? — Ferdinand streifte daher gewaltsam das unangenehme Gefühl ab, welches der vereitelte Wunsch in ihm erzeugt, und eilte, seine Blicke voll Hoffnung der nächsten Zukunft entgegenrichtend, dem Freunde nach dem Baumhause entgegen.

Als Beide auf dem Verdeck des Dampfschiffes standen, welches von Passagieren wimmelte, gewahrte Wellen zu seinem Entsetzen dicht an seiner Seite den Menschen, den er von allen Sterblichen am meisten verachtete: den Erkaufmann Heylig. Ferdinand erschrock und wollte sich so schnell als möglich aus dessen Nähe entfernen, um von demselben unbemerkt zu bleiben. Siehe da wandte einer von jenen verhängnißvollen kleinen Zufällen, — die man oft geneigt ist, als Neckereien tückischer Geister anzunehmen, und die im Leben oft die schönsten Freudenblumen in dem Augenblicke zerknicken, in welchen wir uns zu denselben niederbücken, — das fleischige, nichts sagende Gesicht des alten Gecken um, und richtete so Heylig's Blicke gerade nach den beiden Freunden.

Das Mode=Journal lachte so recht albern=freundlich auf, eilte dem Sohne des Hofraths mit ungewöhnlicher Artigkeit entgegen und überhäufte ihn mit einer solchen Masse zudringlicher Höflichkeiten, daß sich Ferdinand, der gar nicht begreifen konnte, woher sich diese Gunst und Neigung datire, kaum zu helfen wußte. Dabei wich jenes albern=pfiffige Lächeln keine Minute aus dem platten Gesichte, und brachte Wellen, durch den Ausdruck der Dummheit, den es hervorrief, fast zur Verzweiflung.

„Wollen auch eine Reise machen? *Petit tour de voyage?*“ rief der Wormser so laut er konnte, damit Jedermann höre, er spreche französisch. „Haben recht, mein Herr! — *Rien de plus superbe.* — Reisen bildet den Menschen und Sie sind ja ein Mann, der es kann. Müssen mal Italien sehen — ich war in Italien! — o Rom! — herrlich, köstlich! — Italienerinnen! — *Grand dieu fasse!* — und doch ist Rom nichts gegen London. Ein Leben, — ein comfortables Leben sag' ich Ihnen! Nur ein bißchen langweilig Ueber Alles aber geht Paris. In Paris habe ich ein ganzes Jahr zugebracht. Trage seit der Zeit gar keine anderen Kleider als Pariser mehr. Nicht wahr die sitzen anders als die Hamburger? *Voyez!*“

Dabei drehte sich das Mode-Journal mit stolzzufriedenem Lächeln wie ein Perückenkopf langsam um und um; Ferdinand aber brannte das Gesicht vor Scham und Aerger, daß ein solcher Wicht ihm die schönen Morgenstunden rauben durfte. So kalt und kurz er sich aber gegen Heylig benahm, dieser merkte es nicht; er fuhr in dem angefangenen Tone fort, und zeigte in seinem anmaßlichen Urtheile und den vielen Verfehrtheiten, die er zu Tage förderte, wie wenig oder vielmehr wie gar nicht gebildet er sei. Endlich unterbrach er sich selbst, und plötzlich im Gespräche überspringend, rief er, als würde ihm das Herz frei!

„*Savez-vous quelque chose de nouveau?*“

„Ich habe lange nichts Neues und nichts Vernünftiges gehört!“ — entgegnete, mit kaum verbissenem Zorne und besonderer Betonung Ferdinand, der fast verzweifelte, da alle seine Bemühungen, sich von dem Verachteten loszumachen, mißglückten.

„*Comment! — Wirklich? — vous ne savez pas ce que l'on dit de vous dans toute la ville?*“ fuhr der Schwäger freudestrahlend fort.

„Von mir?“ wiederholte Ferdinand. „Was kann man von mir sagen?“

„Je, mein Gott, stellen Sie sich doch nicht so!“

sagte Heylig, und drohte unter seinem pöflich-dummen Lächeln mit dem Finger. — „Vraiment! Es ist kein Geheimniß mehr. Aber Sie sind ein Fuchs, Sie haben gut gewählt! Zweimalhundert Tausend Mark und ein Gut! — Que le diable vous emporte! das ist ein schöner Fang!“

Jetzt erst verstand Wellen den Wormser und konnte sich die entsetzliche Artigkeit erklären, mit welcher dieser ihn peinigte. „Sie irren!“ — rief er daher, froh, die unglückliche Täuschung zerstören zu können. — „Mit jener Heirath ist es nichts. Ich bleibe ledig.“

„Sie scherzen!“ stammelte Heylig.

„Durchaus nicht!“ — entgegnete Wellen ernst.

„Und die Zweimalhundert Tausend Mark?“

„Mag ein Anderer verdienen.“

„Aber Ihr Vater, grand dieu! — das Versprechen das er mir gab?“ — rief das Mode-Journal blaß vor Schrecken.

„Wenn Ihnen mein Vater etwas versprochen hat, wird er es Ihnen auch halten!“ erwiderte mit einem finsternen Blick Ferdinand.

„Das wird er nicht können, er sagte mir selbst, daß sein fortune . . .“

Hier trat Wellen rasch an den Schwäger heran, faßte ihn fest am Arm und sagte ihm leise:

„Bedenken Sie, wo Sie sind, und stellen Sie den Ruf eines ordentlichen Mannes nicht durch Ihr albernes Geschwätz bloß. Wenn Sie, wie mir fast scheint, Etwas an meinen Vater zu fordern haben, so können Sie ruhig sein. Ich habe noch ein Bankfolio als Erbschaft meines verstorbenen Oheim, und werde, falls er nöthig sein sollte, damit decken.“

„Vous?“ frug mit ganz verändertem Tone Heylig spöttelnd.

„Ja, ich! — Sie werden wohl nicht daran zweifeln!“

„Und was bleibt alsdann Ihnen?“ fuhr das Journal frech fort.

„Das was Sie nicht haben!“ entgegnete stolz Ferdinand — „Verstand.“

Mit diesen Worten warf Wellen einen verachtenden Blick auf den alten Gecken, wandte sich um, und ließ das pecus mit offenem Munde stehen.

Als sich Heylig erholt, ging er nach der Kajüte und suchte durch Dry Madera, sein Lieblingsgetränk, die Schmach zu vergessen, die er, durch die zuvorkommende Höflichkeit gegen einen unbemittelten Menschen, auf sich geladen zu haben glaubte.

Auf Ferdinand hatte diese Zwischenscene nur um so günstiger gewirkt, als er sich von nun an auf immer von Heylig's Zudringlichkeit befreit wußte. Mit der glücklichen Gewandigkeit eines leichten Sinnes schüttelte er Aerger und Sorge von sich ab, und warf sich der heitersten Lust in die Arme. Ein treffliches Frühstück und einige Flaschen Bordeaux gaben dem Körper neue Spannkraft, und die Ansicht Rizebüttels weckte alle die Träume von einer idealen Freundschaft, deren Grundstein er hier zu legen gedachte, wieder in seiner Seele.

Bald stand eine allerliebste Jölle mit rüstigen Schiffern bereit, die Freunde stiegen ein, und ein frischer Wind trieb das leichte Fahrzeug der hohen See zu.

Ferdinand und Karl saßen lange schweigend nebeneinander. Der Anblick des Meeres hat etwas Uebergroßes, das die Seele zugleich beengt und doch auch wieder erhebt. Diese unendliche Wassermasse, diese Weite, diese Ferne, imponiren den Geist, und die Sammlung der Sinne, denen sich nur ein schauerliches Einerlei darbietet, gebiert eine Subjectivität, die den Menschen zur stillen Betrachtung seiner selbst und zur Anbetung Gottes führt.

Aber wie dem Sterblichen, mitten auf dem un-

sicheren, treulosen Elemente, tausend Gefahren drohen, schließt er sich enger an die Wenigen seines Gleichen an, die ihm zur Seite stehen und mit ihm eben diese Gefahren, die gleiche Noth, die gleiche Freude zu tragen haben. Auch die beiden jungen Männer fühlten ihre Neigung, ihr gegenseitiges Vertrauen wachsen, und sprachen diese Gefühle schweigend durch einen Druck der Hand aus.

Ferdinand's Busen zumal bewegte ein so süßes Verlangen: Karl seinen Bruder nennen zu dürfen; er fühlte sich so mächtig zu dem ernstern, schwermüthigen Freunde hingezogen; er liebte den Bruder jenes anspruchslosen Mädchens so innig, daß er mit feuchten Augen in den blauen Himmel blickte, an dessen fernem Rande ein Gebirge von dichten weißen Wolken aufstieg.

Karl schien eine Zeit lange mit sich zu kämpfen; endlich aber wandte er sich gefaßt und ernst an seinen Nachbar und sagte mit milder Stimme:

„Sie haben einen gerechten Anspruch an mein unbeschränktes Vertrauen; es soll Ihnen werden. Sie haben mich des Namens eines Freundes gewürdigt, und ich nahm von Ihnen freudig ein so hohes Zeugniß der Liebe an. Daß Sie es an keinen Unwürdigen verschwendet, mag Ihnen der Umstand beweisen,

daß Sie mein einziger Freund sind, da ich mit dieser inhaltsschweren Bezeichnung sehr sparsam bin. Aber das erste Erforderniß unter Freunden ist Offenheit. Seelen, die sich lieben, müssen sich durchschauen; das kleinste Fältchen in einer derselben wird zum Grabe ihrer Neigung. Darum sollen Sie, mein edler Wohlthäter, vor allem Andern mich kennen lernen — mich! — und die Schicksale, die mich erzogen. Ich werde wahr sein und keinen Schleier über meine Fehler werfen; denn — ich spreche ja zu einem Manne, der sich über die Alltäglichkeit erhoben, ich spreche — zu meinem Freunde.“

„Sie kommen meinen lebhaftesten Wünschen entgegen!“ — rief mit Herzlichkeit Wellen — „und werden in mir Theilnahme und um so größere Milde des Urtheils finden, als ich mir der eigenen Schwächen nur zu gut bewußt bin.“ „Ach!“ — rief Karl tief bewegt — „Sie sind ein Kind des Glücks, und kennen die dämonische Macht der Leidenschaften nur aus den Beschreibungen Ihrer Bücher! — Möge Sie der Himmel bewahren, sie je selbst kennen zu lernen!“

Karl schwieg einige Minuten, sich zu sammeln, dann hub er also an:

„Ich bin der Sohn eines hessischen Lieutenants und wurde im Jahr 1813 zu Frankfurt am Main

geboren. Meine Mutter starb wenige Monate nach ihrer Niederkunft und mein Vater fiel den 29. September desselben Jahres, in einer Attaque bei der Brücke von Rosslau. So war ich Waise, noch ehe ich sprechen konnte, und da sich auch nicht das geringste Vermögen vorfand, ward ich einer milden Stiftung in der schönen Mainstadt übergeben, die mich erst auf dem Lande erziehen ließ, und dann selbst unter ihre Zöglinge aufnahm.“

„Kaum hätten mich bemittelte Aeltern so viel können lernen lassen, als dies hier geschah; und da ich ein aufgeweckter Kopf war, so kam ich auch rasch vorwärts und ward in kurzer Zeit der Liebling eines jener reichen Herren, welche das Vertrauen seiner Mitbürger an die Spitze des Instituts gestellt hatte.“

„Die Schuljahre flogen rasch an dem Knaben vorüber, und als die Stunde gekommen, in welcher ich in die Welt treten sollte, nahm mich mein Gönner zu sich in sein Haus. Ich sollte so eine Art Kammerdiener abgeben; da aber der alte Herr keine Kinder hatte und mich bis zur Schwäche liebte, so änderten sich die Verhältnisse bald so, daß ich wie das Kind im Hause stand und gehalten wurde. Ich war übergücklich — ach! — und ahnte nicht, daß gerade dieses Herausreißen aus der mir

von dem Schicksal einmal vorgezeichneten Sphäre mein Unglück, die Quelle namenlosen Jammers werden sollte. Ich, der arme, älternlose Knabe, lebte bald wie der Sohn eines Fürsten. Statt entbehren zu lernen, schwelgte ich in allen Genüssen, die mir mein Protektor mit willigen Händen darbot; an der Stelle des Gehorchens, erlaubte man mir zu befehlen; statt zu sparen, lachte man, wenn ich recht unsinnig verschwendete, — und mein Gönner sah endlich zu spät ein, daß er mich zum Dienen und zum Arbeiten unfähig gemacht hatte, ohne mir die Mittel geben zu können, das einmal begonnene und gewohnte Leben fortzusetzen, da geizige Verwandte sich seiner bemächtigt, aus Furcht, er möchte mich als Sohn adoptiren.“

„So lange der alte Herr lebte, ging Alles gut. Er war zu schwach, kräftig einzugreifen, — ich zu leichtsinnig und zu jung an die Zukunft zu denken. Aber plötzlich starb er. Die Verwandten nahmen Besitz von ihrem rechtmäßigen Erbe und ich mußte, ohne einen Heller in der Tasche, auswandern. Jetzt war guter Rath theuer. Ich schämte mich als Bettler in einer Stadt länger zu bleiben, in welcher ich den jungen Herrn gespielt, und machte mich daher auf Geradewohl auf und davon. Mehrere Tage bettelte

ich mich kümmerlich durch, bis ich endlich auf eine Truppe herumziehender Schauspieler traf, die mich, auf mein Bitten und Flehen, nur für die Kost, als Knecht und Lastthier annahm."

"Man hatte mich in Frankfurt oft mit in das Theater genommen und die Eindrücke, welche dasselbe auf mich gemacht, waren so tief und nachdauernd gewesen, daß ich schon damals, freilich nur wie ein kleiner Affe, das Gesehene wiederzugeben suchte. Man lachte dann wohl über mich, und je toller ich mich gebärdete, desto freundlicher streichelte mir mein Gönner die Wangen, mich seinen kleinen Comödianten nennend. Jetzt zog ich in der Wirklichkeit, und nicht mehr zum Spiele, an dem Thespiskarren, und jene kindischen Anfänge kamen mir hier zu Nuzze. Der Direktor der Truppe erkannte die Anlagen des jungen Menschen, und so avancirte ich bald vom Statisten zu Diener- und Pagenrollen, und nach einem Jahre stand ich sogar als zweiter Liebhaber auf den Brettern."

"Um jene Zeit nahm mein glänzendes Glend wieder einen neuen Umschwung, der mich äußerlich sehr angenehm stellte. Aber es schien einmal in dem Rathe des Schicksals beschlossen, daß sich für mich das größte Unglück immer in der freundlichsten Form zeigen sollte."

„Wir hatten, wie dies oft geschah, in einem Landstädtchen gespielt. Hier sah mich eine wohlhabende, aber ziemlich alte Wittve und fand solchen Gefallen an mir, daß sie mich nicht nur noch denselben Abend zu sich kommen ließ und mich trefflich bewirthete; sondern auch, in jeder Beziehung, Besitz von meiner Person nahm. Die reichen Geschenke, die sie dem ganz dürftigen Jünglinge, der oft kaum satt zu essen hatte, gab; die Versprechungen, die sie mir für die Zukunft machte; die Schmeicheleien, mit welchen sie mich überhäufte; — alles dies, und hauptsächlich die Charakterlosigkeit, welche sich meiner seit dem Austritte aus der Schule bemächtigt, und die durch meine damalige Gesellschaft nicht wenig gesteigert wurde — führten den gänzlichen Untergang meiner Moralität herbei.“

„Wir kehrten mit dem Winter in die kleine Residenz zurück, und da sich meine Wittve an mich gewöhnt hatte, entschloß auch sie sich, die kalte Jahreszeit in derselben zuzubringen. Jetzt hatte ich Geld genug und spielte daher nur wenig Theater. Wie natürlich blieb mir viel freie Zeit. Ich schlenderte oft nichtsthugend herum, und so führte mich denn die Langeweile auch gar manchmal an den Pharaotisch, der leider! hier einen lebhaften Zusammenfluß von leichtsinnigen Menschen unterhielt.“

„Lange Zeit sah ich dem gefährlichen Treiben nur zu; aber nach und nach bekam ich doch auch Lust und Geschmack an der Sache. Ich versuchte es klein — und war glücklich. Ich versuchte es abermals — und ging reich beladen zu Hause. Jetzt hatte die böse Sucht leichtes Spiel! Ich kam wieder und wieder, ich verlor, ich gewann; alle meine Gedanken zielten nur nach dem grünen Tische; Nachts, Tags, auf der Bühne, zu Hause, bei meiner Wittwe, kurz überall sah ich Nichts mehr als den grünen Tisch, hörte Nichts mehr als das monotone: rien ne va plus! — Ich war Spieler im strengsten Sinn des Wortes geworden — und verloren! — wenn nicht gerade in diesem entscheidenden Momente Gott einen Engel zu meiner Rettung gesandt hätte. — Es war dies ein wunderliebliches Mädchen, die Tochter eines Försters. Sie hatte mich lieb gewonnen, aber zu ihrem Entsetzen zur gleichen Zeit bemerkt, wie leidenschaftlich ich spiele. In demselben Augenblick aber faßte auch die kräftige Seele den Entschluß mich zu retten.“

„So oft ich von nun an an dem Pharaotische erschien, stand die Liebliche dicht an meiner Seite; ihr ernster Blick beschämte mich eben so sehr, als mich ihre Schönheit rührte und verwirrte. Spielte ich

nicht, blickten mir ihre schönen Augen freundlich und dankbar zu; ließ ich mich aber dennoch verführen, trafen mich so strafende Blicke, daß sich mein Innerstes empörte und ich dem Mädchen beschämt folgen mußte. Nur wenige Zeit ging es so fort und der Spieltisch war mir fremd, die Liebe dagegen, mit ihrem ganzen Himmel voll Seligkeit, bekannt geworden.“

„Ich schweige über jene Zeit der ersten wahren, edlen Liebe. Sie ward durch nichts besleckt, da zum Glück auch damals die Wittve starb und mir den kleinen Rest ihres Vermögens vermachte. Ich ward durch den Umgang mit dem frommen Mädchen besser, und ganz vollkommen glücklich, als ich sie Gattin nennen konnte.“

„Da meine Frau mir kein Vermögen zugebracht und meine Erbschaft nur bescheiden war, — ich hatte der Wittve bei Lebzeiten von ihrem Gelde geholfen — mußte ich bei dem Theater bleiben. Aber ich griff die Sache nun anders an, studirte und bildete mich heran und hatte die Freude, mir selbst gestehen zu dürfen, daß ich nun etwas Tüchtiges in meinem Fache zu leisten im Stande sei. So verstrichen zwei Jahre; da stieg der Dämon der Finsterniß wieder empor und klopfte an meine Thüre.“

„Meine Frau hatte zwei² Kinder geboren; aber leider! war ihr zarter Körper dadurch erschüttert, ihre Gesundheit zerrüttet worden. Sie kränkelte immerwährend und auch die Kinder litten viel, so daß die kleine Habe, die schon die Haushaltung und Einrichtung fast verzehrt, gänzlich schwand. Hierzu kam noch der Banquerout des Direktors, wodurch nicht nur eine Halbjahresgage, sondern auch der fernere Verdienst ganz verloren ging, da das Theater vor der Hand aufhörte.“

„Was war natürlicher, als daß bei uns in kurzer Zeit die bitterste Noth einriß. Sie wissen nicht, edler Freund, was es heißt: Gatte und Vater zu sein, Weib und Kinder zu lieben und die Heißgeliebten nun leiden — ach! — darben zu sehen. Mit Wollust würde ich mir die Brust zerrissen haben, wenn Blut und Leben die Armen hätten retten können. So aber blieb mir keine, keine Hoffnung: der Alleinstehende würde sich leicht durch die Welt geschlagen haben, — was kann der ledige Mann nicht Alles tragen und dulden, — der Familienvater aber ward das Opfer der Verzweiflung. Da durchzuckte ein Blitz die Nacht meines Innern. Spielen! dachte ich, spielen mußt du und gewinnen. In einem kaum zurechnungsfähigen Zustande der Verzweiflung, raffte ich den Rest meines Vermö-

gens zusammen. Es waren zehn Gulden. Ich eile zum Roulette, setze in der Wuth, — was ich bei ruhiger Ueberlegung nie gethan, — mein ganzes Habe auf eine Nummer. **Rien ne va plus!** tönt es an mein Ohr, vor meinen Augen wird es finster, meine Kniee tragen mich kaum, mein Athem stockt, kalter Schweiß tropft von meiner Stirne — ich höre dumpf das Springen der Kugel. Die Worte des Gruppierers verstehe ich nicht — aber wie ich ausblicke — liegt ein Haufe Gold vor mir. Meine Nummer war gekommen, und der Einsatz mir zwei und dreißigmal bezahlt worden.“

„Zitternd streiche ich den Gewinnst ein, schleiche aus dem Saal, und sinke, an einem verborgenen Plätzchen des Gartens angelangt, weinend auf eine Bank nieder.“

Karl schöpfte tief Athem, seine ernsten, melancholischen Züge hatten den Ausdruck der Bemuth angenommen, die ihn damals erfaßt. War es doch ein lichter Punkt in den düsteren Katakomben des Jammers, durch welche sein junges Leben sich bis jetzt mühsam geschleppt; — war es doch ein Moment der Reue, der Zerknirschung, der Dankbarkeit, und eben darum auch ein Moment der Erlösung und der Erhebung zu dem Urquell ewiger Wahrheit und Liebe.

„Ich war für den Augenblick gerettet!“ — fuhr er wie erleichtert dann fort — „ja auf längere Zeit gesichert. Und fest stand der Entschluß in mir, den Himmel nun nicht mehr durch Spielen zu versuchen. Das Erste, was ich that, war, daß ich mich nach Arbeit umsah. Konnte ich auch wenig leisten, — da ich nichts ordentlich gelernt, und seit der Schule fast Alles wieder vergessen hatte, so war ich doch zum Abschreiben, als Secretär, als Gehülfe in einer Schreibstube zu gebrauchen. Aber alle Mühe, die ich mir gab, war umsonst. Theils mochte die Stadt zu klein und zu arm sein; theils fürchtete man einen Schauspielers, wohl mehr noch den Hasard-Spieler, in den Kreis seines Lebens zu ziehen.“

„Schon neigte sich die gewonnene Baarschaft wieder ihrem Ende zu, schon stand ich nach Monaten wieder auf dem Sprunge, ein Kind der Verzweiflung zu werden, als mich ein Ruf nach Hamburg aus der unglücklichen Lage riß. Hier sollte mir ein zwar untergeordnetes Rollenfach, aber doch immer ein Engagement werden. Freudig verkauften wir Hab und Gut und eilten, so schnell es der immer leidende Zustand meiner guten Frau erlaubte, hierher. Nach kurzer Zeit ward mir das dritte Kind geboren, und dieser Umstand, so wie die gänzliche Erschöpfung mei-

ner Kasse durch die Reise war es, der mich niederbeugte, als Gott Sie mir entgegenführte. Wie Sie wissen, hat der Director seine Zufriedenheit über meine Leistungen geäußert, und mir eine Stellung zugesagt, die mich in der Zukunft vor jeder Noth schützen wird.“ —

„So kennen Sie nun den Mann, dem sie das schöne Vorrecht einräumen wollen, Ihr Freund sein zu dürfen. Sie kennen ihn in seinen Schwächen und Verirrungen; aber sie sind auch bekannt geworden mit den Schicksalen, die ihn zu jenem Vergehen geführt. Eine richtige Leitung in meiner Jugend, namentlich als ich in das öffentliche Leben trat, hätte gewiß einen brauchbaren Menschen aus mir gemacht. Aber einer Sphäre entrückt, gewöhnt an eine höhere, ohne Mittel, der süßen Gewohnheit folgen zu können, mir selbst, dem Unerfahrenen, dem Verwöhnten überlassen, mußte ich untergehen. Ich habe viel, sehr viel! gelitten; doch übersteigen die Qualen, die Kämpfe, die innere Zerrissenheit, die Todesangst des Spielers, bei weitem die Leiden, welche uns ein unerbittliches Schicksal prüfend auferlegt. Aber ein Gutes haben auch sie gestiftet, sie haben dies Herz geläutert und rein gebrannt. Denn ich darf es vor Gott sagen; seit jenem Augenblick, in welchem mich

seine Hand durch den wunderbaren Gewinnst zum letzten Male errettet, hielt mich eine heilige Scheu von jedem Spiele fern, und selbst als mir wieder die größte Noth drohte, stand der Entschluß bei mir fest: lieber unterzugehen mit Weib und Kind, als noch einmal den Ewigen zu versuchen.“

„Ernst liegt vor meinen Augen das Leben, eine harte Schule des aufwärtsstrebenden Geistes; — ernst will ich sie durchlaufen, und nehme gern die stützende Hand eines Freundes an.“

„Der ich Ihnen bin und bleiben werde!“ — rief hier *Ferdinand* feierlich, und drückte dem jungen Mann mit Herzlichkeit die Hand. — „Ihre Seele, wie oft sie irrte, steht höher als die meine, die noch kein Schicksal geprüft, und die vielleicht da unterlegen wäre, wo die Ihre kräftig siegte. Aber nun auch zum Siegel des schönen neuen Bundes, das freundliche „Du“ und mit ihm Freundschaft auf ewig!“ —

„Du willst es!“ — rief *Karl* ergriffen — „wohl an denn: Freundschaft auf ewig!“

Und beide junge Männer hielten sich lange, fest umschlossen

Am Himmel war unterdessen eine merkliche Veränderung vorgegangen. Zu sehr in ihre Unterhaltung vertieft, hatten beide nicht darauf geachtet, wie die

ihnen etwas ferner sitzenden Schiffer sich öfter Zeichen der Bedenklichkeit gegeben, und erst jetzt, als einer derselben sie auf den dicht bedeckten Himmel und die Gefahr aufmerksam machte, die das Schiffchen beim Losbrechen eines Sturmes laufen könnte, sahen sie mit Staunen⁷ die eingetretene Veränderung des Wetters. Ferdinand willigte, da er mußte, zur Rückfahrt nach Ribebüttel ein, heimlich hoffend, daß sie der Anfang des Sturmes noch auf offenem Meere erreiche. Denn seine erregte Seele sehnte sich nach einer entsprechenden Erregung der Natur; er dürstete nach einer Kraftäußerung derselben; er wünschte Sturm, um ihn den Stürmen seines Innern entgegenzusetzen zu können.

Sie fuhren, da kein Windhauch über den Spiegel des Wassers strich, langsam dem Ufer zu. Nach einer kleinen Pause, in welcher Ferdinand über etwas nachgesonnen zu haben schien, frug er plötzlich lebhaft:

„Wie Karl?! Du hast mir ja nicht ein Wort von Deiner Schwester gesagt? — Deine Aeltern starben gleich nach Deiner Geburt und doch scheint Deine Schwester um vieles jünger als Du?“

„Kennst Du sie?“ — frug Werdendorff erstaunt. Ferdinand erröthete über seine Unbedachtsam-

feit, und mußte nun, da er sich verrathen, dem Freunde die Geschichte dieses Morgens erzählen.

Karl lächelte froh; denn im ersten Augenblicke war der beklemmende Gedanke in ihm aufgestiegen:

Ferdinand kenne, liebe vielleicht das Mädchen schon länger, und habe nur, um ihr näher zu kommen, seine Freundschaft und sein Vertrauen erschlichen.

Aber die Offenheit Wellens und der Ausdruck der Wahrheit, der in seinen Worten lag, beruhigten Karl bald, und er erzählte nun dem Freunde, daß jenes Mädchen nicht seine, sondern die Schwester seiner Frau sei. Nur die unbegrenzte Achtung, die er vor des frommen und fleißigen Kindes Charakter hege und die wahre geschwisterliche Liebe, die sie Beide verbinde, habe ihnen die süße Gewohnheit gegeben, sich Bruder und Schwester zu nennen.

Karls Beredsamkeit erreichte bei der Lobpreisung des guten Kindes ihre höchste Stufe, und Ferdinand, der mit Entzücken ein himmlisches Bild vor seinen Augen sich entrollen sah, gewann den Bruder, um der Anerkennung willen, die er der Holden zugebeihen ließ, nur um so lieber.

So waren sie abermals eine Strecke gefahren und schon zeigte sich das Ufer deutlich ihren Blicken, als das Unwetter plötzlich losbrach. Der Wind pfiff über

die Wasser und fürchte die bis jetzt fast spiegelglatte Fläche mit seinen gewaltigen Flügeln. Die Wellen gingen höher und höher, und warfen die Fülle wie ein leichtes Spielzeug einander zu. Der Schaum spritzte hoch über den Fahrenden zusammen, die, ihre Arme umeinander geschlungen, mit einer andächtigen Luft dem großartigen Kampfe der Elemente schweigend zusahen. Aber immer heftiger wüthete der Orkan. Das Pfeifen ward zu einem wilden Geheul, der Donner rollte und die Blitze durchzuckten schauerlich die Wolkennacht. Das Fahrzeug aber tanzte einen gefährlichen Reigen auf den Wasserbergen. Bald rauschte eine mächtige Woge, wie ein gieriges Seeungeheuer daher, und hob es auf ihrem Rücken zu schwindelnder Höhe; bald schoß es mit der Einstürzenden in einen Abgrund von Gischt und Schaum, daß Himmel und Erde den Blicken der Freunde entrückt wurden, und sie in das schauerliche Wellengrab blickten, das schon so manchen Verwegenen verschlungen. Das ganze Meer war ein Schäumen, ein Kämpfen, ein Wogen; es klappte mit tausend Rachen, es langte mit tausend Tagen, und furchtbar mischte sich das Rollen der Donner mit dem Heulen der Winde und dem Brausen der Wogen.

Aber der Mensch ist größer als das All, und der Geist stärker als die Macht der Erde.

Ferdinand und Karl zitterten nicht. — Fest hielten sie sich umschlossen und schwuren einander, mitten unter den Schrecken des Todes, Treue bis in das Grab! — Und es gähnte weit genug an ihrer Seite, und der Tod streckte seine Hand gierig nach ihnen aus; aber ihr Engel wachte und sprach: „Noch haben sie nicht vollendet!“ und er führte das leichte Fahrzeug unverfehrt in den Hafen.

Erst spät in der Nacht langten die Freunde in Hamburg an.

Ferdinand taumelte nach dem schönen Tage dem Schläfe müd in die Arme, und selbst die Träume hallten noch von dem Jubeltone nach, in den sich seine Seele aufgelöst hatte.

Was einen Anderen beengt, die mißlichen Verhältnisse des älterlichen Vermögens, kümmerte ihn um so weniger, als er das Geld mit zu großem Stolze und Selbstvertrauen von jeher angeblickt und mißachtet hatte. Er ging in der Verachtung desselben eben so sehr zu weit, als seine Antagonisten, Heylig und Consorten in dessen Anbetung. Aber wie sollte auch sein exaltirter Geist einen Mittelweg finden? —

Kennt doch ohnedem nur der den wahren Werth dieses Nervus rerum, der es selbst verdient und weiß, daß es nur das Mittel zur Erreichung höherer Zwecke ist. Ein Genie! — mein Gott! er hatte es ja oft genug gehört und gelesen — muß aber vor Allem mit Verachtung auf dies elende Geld sehen. Sagte doch seine Mutter, so oft er als Knabe oder angehender Jüngling mit leerem Beutel nach Hause kam: „Man sieht, daß Du ein Genie bist, auf Geld hältst Du nicht, und wahrlich Du thust recht daran, nur kleine Seelen hängen an dem Quark.“

Aber Vater und Mutter ward es doch etwas bange, als es sich herausstellte, der Quark gehe zu Ende. Der Heirathspan hatte Schiffbruch gelitten. Heylig, von Ferdinand beleidigt und für den Verlust seines Gottes bangend, klopfte noch an demselben Tage mit großem Ernste an, und verlangte die unbedingte Rückzahlung seines Darlehens. Was brauche ich mit den Menschen jetzt noch Umstände zu machen, dachte er, sie sind nicht mehr reich und also ist es ja doch unter meiner Würde mit ihnen umzugehen. Der Jurist kaute unter diesen Umständen an den Nägeln, ohne eine geschickte Idee zu bekommen, und die Hofrätthin litt entsetzlich an Migräne; denn der Gedanke: in der Folge kein Haus mehr

machen zu können und den Vergnügen entsagen zu müssen, brachte sie der Verzweiflung nahe.

Siehe! da half das Genie und Mama trug einen so entscheidenden Sieg davon, als nur je einer im Felde der Erziehung errungen worden. Ferdinand erschien nämlich den kommenden Morgen auf dem Zimmer seines Vaters und kündigte demselben, als er ihn hinter Bergen von Acten entdeckte, an: daß er mit seinem, vom Oheim ererbten Guthaben an der Bank bereit sei, die Schuld an Heylig zu decken.

So kränkend dem Vater dies großmüthige Anerbieten des Sohnes sein mußte; so wenig konnte er es ablehnen, da er Heylig unter jeder Bedingung zu befriedigen hatte. Er war aber doch ehrlich genug, es nur gegen Schein als Darlehen zu acceptiren. Weniger Umstände machte die Hofrätthin, die darin mit grenzenlosem Entzücken einen Beweis ihrer unübertrefflichen Erziehung fand.

Uebrigens blieb Ferdinand noch so viel übrig, daß er anständig, wenn auch nicht flott davon leben konnte; und sonderbar — seitdem er Karl und seine Schicksale näher hatte kennen gelernt; seitdem er wußte, wie eingeschränkt das Mädchen, welches er unter allen Sterblichen am höchsten verehrte, lebe, —

seit jenem Momente schämte er sich seines Reichthums, und es war ihm, so zu sagen, angenehm, durch Minderung seines Vermögens dem Freunde und seiner Schwester näher zu kommen.

Das Geschehene, so wenig er es als ein Opfer ansah, erleichterte seine Seele. Und wie jede gute Handlung uns hebt, — da sie die Gottheit in uns glänzend hervortreten läßt, und uns, durch gottähnliches Handeln, in das Element derselben setzt, — so fühlte sich auch Ferdinand, nachdem er seinen Aeltern über eine drückende Verlegenheit mit ungewöhnlicher Freigiebigkeit geholfen, selig und leicht, und er glaubte wohl keinen Augenblick finden zu können, indem er würdiger vor die Verehrte hätte treten können, als eben jetzt.

Darum entschied er sich denn auch, den ersehnten Schritt zu thun und begab sich, nicht ohne Zagen, nach der Wohnung Karls.

Der Freund kam ihm freudig entgegen und führte ihn wie im Triumphe bei seiner Familie ein.

Das Zimmer war klein und niedrig, aber ungemein rein, und alle Möbel und Zierrathen so geschickt und geschmackvoll gestellt und geordnet, daß es nicht ohne einen Anstrich von behaglicher Wohlhabenheit blieb. In dem schneeweißen Bette, welches von einem

gleichen Vorhänge umwallt wurde, lag die arme Leidende, ein Wesen, zart und durchsichtig wie Wachs, dessen sanfte, zerissene Züge von einer ausgezeichneten Schönheit, von einer unendlichen Güte des Herzens, von einem stillen Dulden zeugten.

Vor dem Bette aber, die älteren Kinder zu ihren Füßen, das jüngere auf dem Schooße, saß Auguste, die Schwester der Leidenden. Ein hohes Roth überflog das liebliche Antlitz des Mädchens bei dem unerwarteten Eintreten des Fremden. Sie wollte sich erheben, aber die Kleinen zu ihren Füßen zogen sie wieder nieder, und der erwachende Säugling rührte sich bittend, als flehe er um fernere Ruhe.

Ferdinand, der sonst so tolle Junge, der oft in wildem Schwärmen, im kühnen Werben um Weibergunst alle Andere überboten, stand vor dem entzückenden Bilde dieser Familie, wie der fromme Pilger vor einer Altarplatte Raphaels, in stiller Anbetung verloren. Als aber die Leidende, mit einem Blicke unendlicher Dankbarkeit, ihm die welke Hand entgegenstreckte; als Augusten die Tropfen in die Augen traten und Karl seine Rechte drückte, und Alle in Dank ausbrachen, — da wußte er sich selbst kaum mehr zu halten, und sein übervolles Herz strömte seine Liebe nur in der Bitte aus: „O seid doch Alle, Alle Ihr guten Menschen, meine Freunde!“

Aber warum hat er denn noch? — Seine edle Menschenliebe hatte ihm ja schon lange, noch ehe sie ihn gesehen, Augustens Achtung und Freundschaft erworben, seine offenen, gutmüthigen Züge, seine lebhaften blauen Augen, blieben nicht ohne Eindruck auf das Mädchen. Was er in ihr gesucht, fand er auch und noch mehr — er fand zum erstenmale in seinem Leben die keusche, reine, erwärmende Flamme ächter Weiblichkeit. Hier war keine Sinnlichkeit, die sich so gerne scheinheilig, hinter Coquetterie verbirgt, kein geziertes, verschrobenes, überspanntes — und doch leeres und herzloses Wesen; hier fand sich keine Spur von jener modernen, erzwungenen Geistesgröße — hier war nur Einfachheit und Natur, Seel:reinheit und Herzensgüte.

In der That bedurfte es auch nur weniger Besuche und Ferdinand hatte seine Meinung von der Ehe geändert; so wie er einsah, daß er mit diesem kindlichen Mädchen nicht das leichtfertige Spiel eines — sogenannten — genialen Verhältnisses anknüpfen dürfe, ohne an ihr zum Schurken zu werden. Noch war sein Herz edel genug den Frieden einer Seele nicht seiner Eitelkeit opfern zu wollen; noch fühlte er, daß die Ruhe unseres Herzens einer zarten Pflanze gleich, die, wenn erst einmal ein kalter Hauch über sie gefah-

ren, welkt und ^{oh!} das verblühte Haupt nie wieder erhebt, Ach! ist erst der Friede der Seele dahin, sehnen wir uns ja umsonst in die Paradiesesgärten der Jugend zurück, in welchen wir einst so süß geträumt. Dann erfasst uns der Wirbelwind des Schicksals und schleudert uns in den Strudel der Welt. Das wilde Streben des Lebens erfasst uns, mächtige Leidenschaften regen uns auf, und Schmerzen und Qualen, Freuden und Leiden rütteln an uns, bis wir müde und todesmatt der großen Ruhe entgegengehen, die alle Dissonanzen des Lebens auflöst, alle Wunden heilt und alle Sorgen im langen, langen Schlafe begräbt.

Es war ein Charakterzug Ferdinands, daß er einem einmal gefaßten Beschlusse die Ausführung gewöhnlich gleich auf der Stelle folgen ließ. Ursprünglich war es — und Andere würden es auch so genannt haben — nichts anderes als der Eigensinn eines verwöhnten Kindes. Die Kinderjahre flohen, aber der Eigensinn blieb, nur bekam er jetzt die schönere Benennung: Eigenwille; und die vor Liebe blinde Mutter, in der Ungeduld und oft eigensinnigen Uebereilung ihres Sohnes nur einen schnellen Blick, nur Geistesstärke sehend, ging auch hier von ihrem einseitigen Standpunkte aus — und fand dieses schnelle Handeln — genial. Kaum aber hatte

der Jüngling dies gemerkt, als er den neuen Beleg seiner Geistesgröße scharf in's Auge faßte, und so oft als möglich diese Ahnenprobe der Genialität vor der Welt ablegte.

Gewiß ist Festigkeit lobenswerth, und nichts verächtlicher als das ewige Schwanken eines Mannes; gewiß darf man es als das Zeichen einer starken Seele annehmen, wenn einem wohldurchdachten, wohlüberlegten Entschlusse eine kräftige Ausführung auf dem Fuße folgt. Aber ein anderes war dies mit Ferdinand. Der Entschluß selbst war meist das Produkt eines Augenblicks, und ehe er dessen Werth oder Unwerth, dessen gute oder schlimmen Folgen überlegt, war er schon an sein Ziel geführt.

Zum Glück war Ferdinand eine unverdorbene Natur, und völlig unfähig das Böse zu wollen; indessen kam ihm doch manches Verkehrte in den Sinn, das denn auf diese mißverstanden „geniale“ Weise auch in's Leben eingeführt wurde.

Vor wenigen Tagen hatte er eine Parthie unter dem Vorwande: daß er noch nicht heirathen wolle, ausgeschlagen. Jetzt, nachdem er Augustens ganzen Werth erkannt, nachdem er gefühlt, daß sie für ihn geschaffen, daß er sie liebe und nicht ohne sie leben könne, war er entschlossen, sie zu heirathen. Er sagte

keinem Menschen — nicht einmal ihr selbst — ein Wort davon, besorgte alles Nöthige, miethete sogar eine Wohnung in der Nähe Karls und richtete sie völlig ein. Dann erst erklärte er sich gegen seinen Freund und die Geliebte, und als er mit diesen in Richtigkeit war, ging er nach Hause und sagte, als man gerade, — es war eine ansehnliche Gesellschaft versammelt — von der Mittagstafel aufstand: „Meine verehrten Eltern und Freunde, zum Nachtsch eine Neuigkeit. Ich heirathe in einigen Tagen.“

Der Hofrath und seine Frau standen wie vom Donner gerührt und alle Uebrigen riefen neugierig: „Wen?“

„Fräulein Auguste Werden dorff!“ entgegnete das Genie ruhig.

„Wen?“ — hallte es gedehnt von allen Lippen nach, denn Niemand kannte eine Familie dieses Namens unter den Honorationen Hamburgs.

„Die Schwester des Schauspielers“

Aber Ferdinand hatte noch nicht vollendet, als die Frau Mama schon ohnmächtig auf das nahesteheude Sopha sank, um so wenigstens anständig zu beurfunden, wie entsetzlich sie schon dieser schmachvolle Gedanke berühre. Der Hofrath war ruhig geblieben, er nahm nur verschiedene sehr bedeutende ?

Prisen Tabak und sagte: „*Hiems excipit autumnum.* Auf den Herbst folgt der Winter. Wie man's treibt so geht's. Das sind die Folgen der Erziehung.“

Die Gesellschaft schwieg verblüfft, und wechselte nur bedeutungsvolle Blicke. Der Eine zuckte die Achseln, die Andere rümpfte das hübsche Näschen; Dieser zeigte in ironischem Lächeln seine Schadenfreude, und Jene betrachtete den armen Schwärmer, der ihre Reize übersehen und sich von einer Dirne hatte fangen lassen, mitleidig. Aber Ferdinand lachte Alle aus, hielt ihnen, ohne Rücksicht, ihre Beschränktheit vor, und schloß damit, daß nur ein schwacher Geist sich an den Vorurtheilen der Welt stoßen könne; er aber, Gott sei Dank, über diese Erbärmlichkeiten hinaus sei, und in dem Menschen nicht die zufälligen Geschenke des Lebens, als Reichthum, Stand, Adel u. s. w., sondern einzig und allein den Menschen selbst ehre. Und damit verließ er die Gesellschaft und das älterliche Haus, und warf sich seiner Angebeteten in die Arme.

Was er aber verkündet, geschah auch, und nach drei Wochen stand das schöne Pärchen vor dem Altare, den Bund zu schließen, der ihm die höchst mögliche Seligkeit für dieses Leben zu geben versprach.

Aber Ferdinand, der immer etwas Besonderes,

hauptsächlich bei feierlichen Gelegenheiten haben mußte, hatte es dahin gebracht, daß er in der kleinen Kirche von Ottenfen (einem Dorfe in der Nähe Hamburgs und noch zu dessen Gebiet gehörend) getraut wurde. Das Fest war um so froher, als es zugleich eine Art Genesungsfest wurde; da seine Schwägerin heute zum erstenmale wieder in das Freie kam. Er hatte sie herausfahren lassen, und das zarte Wesen fühlte sich durch die Freude und die Luft so gestärkt, daß sie sich entschloß bis gegen das Ende zu bleiben; auch die Kleinen waren da, und einige Freunde. Hatten doch selbst der Heldenspieler und der alte Recensent mitgemußt.

Ferdinand trug Sorge, daß das Ganze einen Anstrich von Originalität bekam, und die Neußerlichkeiten bald imponirend, bald besänftigend auf alle Gemüther wirkten, die ohnehin erregt, jedem Eindrucke offen standen. Sorgfältig hatte er vor allen Dingen die Gesellschaft gewählt, so daß Niemand an derselben Theil nahm, der nicht dazu paßte. Die Aeltern wollten ohnedem nicht beiwohnen und von den Bekannten derselben war keine Seele geladen. Er dachte mit Shakspeare: Wahrhaftig es ist besser, unter einfachen Leuten in gleichem Range zufrieden leben, als in einem schimmernden Gram herausgepuzt werden, und goldne Fesseln tragen.

Als alle Geladene zugegen waren, begab sich der Zug aus dem Pfarrhause nach der Kirche, die man mit Laubwerk und Blumen freundlich ausgeschmückt hatte. Die warme Sommerluft zog fröhlich durch die offenen Thüren, durch welche der leise Wind den Duft der Blüthen, wie Weihrauch, zu den Stufen des Altars führte; und aus den grünen Räumen des kleinen Kirchhofes und der fernen Landschaft blickte der reiche, volle Sommer lächelnd herein, und sandte, als Amouretten, bunte Schmetterlinge und summende Bienen in die kühlen Räume.

Aber welche Blume hätte sich an Fülle der Reize messen können mit der Blüthenkrone weiblicher Schönheit, mit der verschämt-selig-lächelnden Braut? Stand sie nicht da, wie eine Schöpfung höherer Sphären? — leicht, ätherisch! — und doch auch so menschlich schön, kräftig und freundlich. Weiße Gewänder, einfach und zierlich geordnet, zeigten halb, halb versteckten sie, die Reize der schönen Körperformen. Ein weißer Schleier, von dem blühenden Myrthenkranze gehalten, fiel wie ein schneeigtes Wölkchen von dem Haupte herab und umfloß die jungfräuliche Gestalt, die aus ihm, wie eine freundliche Fee aus leichtem Zaubernebel, aufzutauchen schien.

Und an ihrer Seite stand Ferdinand, strahlend

von Glück und Seligkeit, und aus den großen blauen Augen blitzte ein fröhlicher Lebensmuth, und jeder Blick sagte der Geliebten: ich will Dich auf den Händen tragen durch das stürmende Leben, und Dich lieben, wie noch Keiner geliebt, und Dich erheben zu der Sonnenhöhe eines weltumfassendes Geistes, und Dir alles Glück geben und alle Seligkeit, die das staubgeborene Herz des Sterblichen tragen kann.

Und als die kirchliche Handlung nun vorüber war, welche Wonne durchfluthete Alle, und namentlich die glückliche Familie. Wie schlugen die Herzen der Freunde aneinander, wie mächtig rauschte der Flügelschlag der Freundschaft, die sie emportrug — hoch über die Erde — hoch über die Sterne — hoch! — bis zu dem Reiche der Unsterblichkeit. Und taumelnd vor Wonne rief Ferdinand und blickte begeistert in die Augen des Freundes: „Karl! denkst Du der Stunde, in der wir uns, mitten unter den Schrecken des Todes, Treue schwuren, Treue bis in das Grab? — Laß uns das Gelübde erneuern, und Einer dem Andern versprechen, ihn nicht aus den Augen zu verlieren, und zu wachen, auch über das Leben seiner Seele, und ihn zu warnen, wenn geistiger Tod ihm droht.“

„Gern, gern! Bruder!“ rief überglücklich Carl, von dessen Stirne, — nach Jahren heute zum ersten-

male, — die Schatten einer quälenden Melancholie gewichen. Und sie erneuten den Bund und besiegelten ihn mit einem flammenden Kusse.

Und Alle, Alle waren glücklich und froh, denn die Seligkeit des Liebens hatte sie erfaßt. Die Seligkeit des Liebens, die uns hebt über das irdische Leben; die so lebhaft, so mächtig ist, daß wir sie ausströmen auf alles was uns umgibt; denn der Gottesfunke, der uns in ihr durchflammt, vergoldet ja mit seinen himmlischen Lichte alle Werke des Ewigen.

Aber zärtlicher, heißer, inniger als die der Uebrigen, war die Umarmung der Schwestern. Ein doppeltes, ein nie gehofftes Glück umflügelte sie. Hatte doch *Abdolphine* dem bleichen Tode und dem Glende so lange in das graffe Antlitz geschaut, lachte ihr doch heute wieder zum erstenmale das süße Leben, an dem sie, ihres Gatten und ihrer Kinder wegen, mit heißem Verlangen hing. Erfüllten doch die beiden Herzen die Hoffnungen der Liebe, die da allmächtig sind, wie die Liebe selbst, die sie emporwirbelten über die träge Wirklichkeit des alltäglichen Lebens, und ihnen von ferne das gelobte Land ihrer Wünsche und die Paradiese ihrer Zukunft gezeien. —

Sobald das erste Uebersfluthen der Gefühle sich gelegt, führte *Ferdinand* die kleine Gesellschaft

auf einen von Obstbäumen beschatteten Rasenplatz, der dicht neben der Kirche lag, und mit dem freundlichen Kirchhofe fast eine Ebene bildete, die nur eine grüne Hecke umschloß.

„Leben und Tod sind Eins!“ — rief er, weich gestimmt, aus, als sie über den Gottesacker schritten — „wer könnte uns dies schöner lehren, als der kleine, hügeliche Raum, der in seiner Tiefe die edelste Saat birgt, und uns aus dem Schooße des Todes so freundlich die Kinder eines neuen Lebens entgegenstreckt. Der Reiz des Daseins steigt, wenn wir auf unterhöhltem Boden wandeln. Der Tod ist die Folie des Lebens, der düstere Hintergrund, auf welchem sich die freundlichen Bilder heben, und an Farbenpracht gewinnen.“

„Sollten wir nicht immer, wenn uns das Leben am schönsten lacht, so gut einen Blick nach unten als nach oben werfen? — Wenn letzterer uns erhebt, und die stolze Zuversicht der ewigen Fortdauer in uns kräftigt — wird ersterer uns an die Stunde der einstigen Trennung mahnen, und gewiß! — wir schließen bei diesem Gedanken das Herz, das uns am wärmsten entgegenschlägt, fester an uns, und geloben ihm heilig in der Tiefe unserer Seele: es heißer noch zu lieben, es sorglicher zu wahren vor jedem Gift-

hauche des Kammers, es zu schützen und zu schirmen und gälte es das eigene Blut und Leben!" —

Ferdinand preßte bei diesen Worten seine junge Gattin mit stürmischer Gewalt an sein Herz. Seine Blicke senkten sich in ihre Augen, sein Mund flammte auf ihren weichen Lippen, sein Athem trank ihren Athem, und seine Seele schlug mit Flammensfittichen um sich, als wollte sie Gott und der Welt, dem Tod und dem Leben wehren, nach dem Wesen zu greifen, was nun sein, ganz und ewig sein war.

Nach wenigen Minuten ließen seine Arme nach, und erröthend gedachte er der Umstehenden. Aber Karl und Adolphine, die sich auf eine Rasenbank niedergelassen, blickten ihn so freundlich und so liebevoll an, daß jede Verlegenheit schwand.

„Sie haben Recht!“ — sagte Adolphine, mit dem ihr eignen sanften Tone, — „wer so lange in die Grube blickte als ich, wird Ihre Worte verstehen. Ich fürchte den Tod nicht mehr, ich liebe ihn; ja wenn mich nicht mein Gatte und meine Kinder an dieses Leben fesselten, ich würde den Tag ersehnen, in dem ich das müde Haupt niederlegen dürfte.“

„Wem sollte dieser Gedanke hier auch nicht lieb werden“ — rief Ferdinand — „hier, wo zwei der größten und der edelsten Menschen von den Stürmen

des Lebens ausruhen: Karl Wilhelm Ferdinand, Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel, und Klopstock. — Sehen Sie dort jene große Linde ihr reiches Blätterdach in stiller Majestät über zwei Gräber breiten? — Dort ruht Deutschlands Pindar an der Seite seiner heißgeliebten Meta, der er die Grabchrift setzte:

„Saat gesähet von Gott,
Am Tage der Garben zu reifen.“

Dort ruht der begeisterte Dichter der Messias, dort schläft der, der einst sang: „Aufstehn, ja aufstehn...“, dort träumt der Barde, der seine Mitbrüder aus dem dumpfen Schlafe der Gefühllosigkeit mit Heldengesängen weckte, der einen „Herrmann“ erstehen ließ, — der für Deutschlands Würde und Ruhm mit allgewaltiger Hand in die Saiten griff, und für seines Vaterlandes Freiheit und Unabhängigkeit den schönsten Kampf bestand.“

„Wahrhaftig! mich faßt eine wunderbare Begeisterung, wenn ich denke: sein Geist weht um diese Stätte, flüstert in diesen Zweigen, spricht zu uns, in dem Rauschen dieser Blätter. O es war ein großer Geist! — es war der Geist eines lichten Genies. — — Wer wirken könnte wie er, wer sich einen Lorbeer aufdrücken könnte, reich, unverwelklich, wie der seine, der, der müßte wahrhaft glücklich hienieden sein.“

Auch ihn wird mancher Gram niedergebeugt haben" — entgegnete ernst Karl — „auch seine Seele kämpfte und litt, auch er strebte nach Höherem und sah sich, zwischen dem Streben und dem Vollenden die unüberschreitbare Kluft dehnen. — Bruder! die Höhen peitschen die wildesten Stürme, im Thale nur reifen die süßen Früchte des Friedens.“ —

„Im Thale?“ — wiederholte wehmüthig Ferdinand — „ja! im kühlen, schattigen Thale des Todes!“

„Und wo ist des Herzogs Gruft?“ — frug der Heldenspieler, dem das Gespräch peinlich wurde, und der gerne zu Ende und von dem Kirchhofe gekommen wäre.

„Und was hat er gethan, das ihn berühmt machte? war er auch ein Dichter?“

„Der edle Herzog starb, nach einem bewegten Leben, den Helden-Tod für das Vaterland!“ — entgegnete Welle. — „Auch er wollte Deutschlands Freiheit und Größe, und opferte diesem Streben Leben, Krone und Vaterland. Hier ruht er nun, aus der Reihe der europäischen Dynasten gestrichen, an der Seite des gleichgesinnten Sängers, mit dem er im Reiche der Geister die Seligkeit eines höheren Daseins, auf Erden das stolze Glück eines schönen, großen Nachruhmes theilt!“ —

„Nachruhm!“ — seufzte der Heldenspieler achselzuckend — „was hat man vom Nachruhm! — es geht mit dem Nachruhm wie mit der Ehre. Was ist Ehre! — sagt Falstaff — ein Wort. Was ist in dem Worte Ehre? — Luft. — Eine saubere Rechnung! — Wer hat sie? — Er, der vergangenen Mittwoch starb. Fühlt er sie? — Nein! — Hört er sie? — Nein! — Sie ist also unfühlbar? — Ja, für den Todten. Aber lebt sie nicht mit den Lebenden? — Nein. — Warum nicht? Verläumdung duldet es nicht. Also ich will nichts davon. Ehre ist nichts als ein Wappenschild beim Begräbniß, und damit ist mein Katechismus zu Ende.“

Ferdinand, der sich ungern aus den höheren Sphären, in welchen sein Geist eben noch mit ausgebreiteten Flügeln schwebte, herabgezogen sah, entgegnete finster:

„Und doch läßt der große Britte Cassio ausrufen: Ehre! Ehre! Ehre! O, ich habe meine Ehre verloren! Freund, ich habe den unsterblichen Theil meines Selbst verloren! Was mir bleibt, ist bloß thierisch. — Und wie recht hat er hier! Was ist es denn anders, das den Menschen zu allem Großen, Schönen, Erhabenen, — selbst mit Aufopferung seines Erdenglücks, seiner Person — anspornet,

als die Ehre, der berauschte Gedanke: in seinem Ruhme ewig zu leben.“

„Also Eitelkeit“ — sagte der Recensent, dem eben so wie seinem Freunde, dem Heldenspieler, daran lag, auf eine andere Unterhaltung und von dem Kirchhofe an die Tafel zu kommen.

„Glauben Sie denn!“ — entgegnete Wellen ruhig, obgleich er sich eines gewissen Gefühls von Verachtung, das er gegen die beiden materiellen Menschen fühlte, nicht erwehren konnte, — „das Motiv, welches Klopstock sowohl, als den Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel zu dem bewog, was sie thaten, sei auch Eitelkeit gewesen?“

„Allerdings!“ — rief der Kritiker mit entschiedenem Tone — „Klopstock war Dichter, der Herzog Soldat. — Der Dichter allbekannte schwache Seite ist Ehrsucht, des Kriegers Ideal, der Ruhm.“

„Damit ist bewiesen, was Sie verwerfen wollen;“ entgegnete der junge Chemann — „es kann und wird von Niemanden bestritten werden, daß Klopstock's und des Herzogs Streben ein edles war. Wenn aber edle Seelen mit allen ihren Kräften nach Ehre und Ruhm strebten, wahrlich dann müssen diese doch wohl auch köstliche Güter sein.“

„Nur in Betracht des Lebens; nur dann, wenn

sie dazu dienen uns das Leben angenehm zu machen," meinte der Recensent. — „Ich bin gewiß, dieser Ansicht sind auch Alle, die darnach streben. Dann haben sie auch eine gewisse Realität, sie sind, im einzelnen Beziehungen, klingende Münze.“

„Und gilt für sie keine Ewigkeit?“ — frug Ferdinand erstaunt — „schneiden Sie mit dem Tode, gleich der unerbittlichen Atropos, jeden zarten Faden ab, den wir hier angesponnen um ihn dort zu vollenden?“

„Dort?“ — frug der Recensent kalt und ironisch lächelnd — „wo ist das Dort?“

„Ueber dem Grabe!“ entgegnete Ferdinand ernst.

„O weh!“ — rief der Heldenspieler, — „wir kommen am Hochzeitstage schon wieder auf Grab und Tod zu sprechen. Lassen wir doch heute diesen Vorhang ungelüftet. Es schaut ja doch Keiner dahinter, und es geht uns Allen mit dem zukünftigen Leben, wie einem Kinde, welches zum erstenmale in das Theater kömmt. Es will aus der Ouverture, die das Orchester spielt, und aus den Hyroglyphen des Vorhanges gern den Inhalt des Stückes errathen, das es mit banger Ungeduld erwartet, da ihm Aeltern und Lehrer viel Schönes davon gesagt. Alles ist Stück-

werk! sagt Paulus, oder sonst so ein frommer Herr, und er hat sehr Recht, namentlich wenn er unser Wissen über „Jenseits“ meint. Ich sollte denken, wir hätten genug zu thun, wenn wir unsere Rolle auf der Erdenbühne gut und zu unserem Vortheile spielen. Das Grab ist dann das Auskleidezimmer; und ob ich einen Feigen Ehre als Mantel um mich geschlagen hatte, ob ich den König oder den Bettler, den Helden oder den Feigen gespielt habe, ist dann gleich — wir Alle legen uns nackt in das letzte Bett.“

„Und nur der war klug“ — rief munter der Recensent — „der sterbend mit Augustus rufen kann: Wenn Euch mein Spiel gefallen hat, so ruft mir Beifall in'sgesammt und klatschet mir mit Freudigkeit.“

Ferdinand hatte schon lange nicht mehr auf das Gespräch geachtet, seine Augen starrten nach einem fernen Punkte, seine Stirne überschattete eine finstere Wolke, sein ganzes Wesen trug das Gepräge des Schreckens. Niemand aber ahnte, was ihn bewegte, man hielt seine Aufregungen für eine Folge der Aeußerungen, welche eben ausgesprochen worden waren; aber sie hatte einen andern Grund. Ferdinand gewahrte nämlich, durch die noch offene Kirchenthüre sehend, zwei Gestalten in dem Schiff des Gebäudes. Gleichgültig sah er Anfangs

nach ihnen hin; aber wie erstaunte er, als er in denselben Heylig und die Spanierin erkannte. Die Gestalten schwebten nur in der Ferne, und umflossen von dem Halbdunkel der Kirche vorüber; aber Heylig blickte Ferdinand, den er wohl auch erspäht haben mochte, mit einem so satanisch-boshaften Lächeln an, die ganze Erscheinung hatte etwas so geisterartiges und traf das Herz Wellens in einem so weichen Momente, daß er bebte, und es ihm däuchte, als müsse dies eine böse Vorbedeutung für seine Zukunft sein.

Gerne brach er daher auf und führte die Gesellschaft nach der obengedachten benachbarten Wiese, auf welcher, im Schatten der herrlichsten Obstbäume, eine reichlich besetzte Tafel aufgeschlagen war.

Ferdinand hatte von jeher kein größeres Glück gekannt, als Andere zu überraschen, zu beschenken, zu bewirthen und mit Freuden zu überschütten. Auch war ihm der Geschmack und die Art eigen, dies auf eine sinnige Weise zu thun. Er rechnete diese Gentilität zu einem der wichtigsten Erfordernisse des Genie's, und würde lieber gehungert, als sich der Freigebigkeit ent schlagen haben. Heute aber, an dem schönsten Feste seines Lebens, ließ er ihr den freiesten Lauf. Die Tafel beugte sich unter der Last der

Schüffeln, die besten und edelsten Weine sprudelten in unverstiegbarer Fülle, der Champagner sprengte seine Stopfen knallend in die Lüfte, und selbst Floras zarte Kinder würzten das Mahl, durch das Opfer ihrer balsamischen Düste.

Und war es denn auch in der That nicht göttlich? — Schaute nicht der Himmel azurblau hernieder? — Sangen nicht Tausende von Lerchen ihre schmetternden Hymnen? — Wehte die Luft nicht so frisch und erquickend? — Wirrte und schwirrte nicht das Leben, sichtbar, unsichtbar, rings in allen Tiefen und Höhen der Schöpfung? — Saß nicht dem Freunde der Freund gegenüber? — Den Kindern die Mutter? — Lehnte nicht die Braut das Haupt an die Brust des Bräutigams? — Nannte nicht Ferdinand mit Entzücken die süß erröthende Geliebte — seine Gattin? —

Ja! — sie waren Alle glücklich, froh und heiter. Ferdinands augenblickliche Mißstimmung war längst gewichen, er durfte ja nur seinem jungen Weibchen in die Augen blicken, um eine nicht zu beschreibende Seligkeit zu kosten. Das schöne, große Vorrecht der Seligkeit aber ist — über die Seligkeit selbst — Alles zu vergessen.

Wahrhaftig! der Heldenspieler und sein Freund

schwammen ebenfalls im Meere der Banne. Hier war das eigentliche Element ihres Daseins. Hier leisteten sie Großes! Hier trozten sie den Stürmen des Lebens; hier bewiesen sie, daß sie Künstler und Philosophen seien; denn sie waren Meister im Essen und Trinken, und stellten in sich das warnende Bild der Alles verschlingenden Zeitar.

Mit der Flüchtigkeit glücklicher Stunden entfloß der Nachmittag und der Abend führte die heitere Gesellschaft über Klein = Flottbeck nach Niendorf. Wie enthüllte die Natur ihre Schönheiten vor den Blicken der Wanderer; wie reizend fanden sie die Ufer der Elbe, die sich, wie ein spielendes Kind, bald hinter Gebüsch versteckte, bald ihnen freundlich entgegenblickte.

Die Abendluft wiegte sich in sanften Wellen auf den Kornfeldern; Haasen spielten in dem fetten Klee; aus den ferneren Gehölzen lachte die Turteltaube, schrie der Kuckuk, und auf den saftigen Wiesen grasten unzählige Lämmer.

Der Friede der Natur senkte sich in das Herz des Menschen, und es feierte das glückliche einen frommen Sabbath.

Spät kam man nach der Stadt zurück, und Alle trennten sich mit dem Gedanken: dies war ein schöner, reicher Tag!

Aber die Liebe, ist so überreich an Glück, daß sie das Herz, welches sie mit ihrer ganzen Fülle erfaßt, zu zersprengen droht. Es muß sich sammeln und in die Einsamkeit zurückziehen, um, still verborgen, den übersprudelnden Becher der Wonne zu kosten, zu schwelgen in heiliger Behaglichkeit in dem Schatze, den es kaum sein Eigen zu nennen wagt.

Ferdinand und Auguste saßen noch lange an dem offenen Fenster beieinander. Sie hatten sich umschlungen, sie ruhten Brust an Brust, Mund auf Mund; aber kein Wort kam über ihre Lippen; denn ihre Geister neigten sich zueinander und sprachen die Sprache der Liebe und des Lichtes.

Es ist viel über die Fortdauer der Seele nach dem Tode gestritten worden, und wird sicher noch viel über diesen Gegenstand gestritten werden, da wohl nie ein unumstößlicher, handgreiflicher Beweis dafür geltend gemacht werden kann. Dennoch ist der denkende Mensch berechtigt, aus tausend — hier nicht zu erörternden — Gründen für bestimmt anzunehmen, daß wir individuell fortbestehen. Hier nur einen

Grund für diese Behauptung — einen, — der zugleich auch ein Licht auf das, sonst gänzlich ungreifliche Benehmen so vieler Menschen, hier speciell auf Ferdinands Betragen nach der Ehe — wirft.

Es hat nie einen Menschen gegeben, und gibt keinen, dessen Seele die Sehnsucht fremd geblieben. Auch die Zukunft wird kein vernünftiges Wesen hervorrufen, das nicht hoffen und sich sehnen müßte.

Bei der verschiedenen Bildungsstufe aber, auf welcher die Menschen stehen; bei ihren verschiedenen Temperamenten und Characteren, ist es sehr natürlich, daß dies Gefühl der Sehnsucht nicht nur mehr oder weniger hervortritt; sondern sich auch nach einem Ziele neigt, welches der inneren Stimmung der einzelnen Individuen entspricht.

Wir sehen ja alltäglich, wie tausendfach sich dieser Strahl bricht. Wir geben ihm die verschiedensten Namen; wir nennen ihn Lebensüberdruß, Sehnsucht nach dem Tode, Sehnen nach der Ferne, Liebe, Ehrsucht, Geldgier, Religion, Habsucht, Melancholie, Liebe der Einsamkeit, Schwärmerei u. s. w. Kurz! wenn wir uns genau erforschen, liegt fast allen unseren Handlungen ein verstecktes Sehnen, ein Hinziehen nach etwas Gewissem, das Bedürfniß, eine gewisse Lücke oder Leere in uns zu füllen, zu Grunde.

Schlagend ist aber bewiesen, — und es beweist sich täglich auf's Neue in uns selbst — daß es gar nichts auf Erden gibt, welches diese Sehnsucht dauernd zu stillen vermag. Nicht einmal das Pflaster, welches der Mensch gleich von seiner Entstehung an für diese Wunde erfunden, nicht einmal die Religion; die im Gegentheil, und dies mit Recht, die süßeste Nahrung für sie ist. *)

Die Liebe allein, — sie, die auf Erden gerade die heftigste Sehnsucht einflößt — ist auch im Stande diese Sehnsucht am vollkommensten und längsten zu stillen. Und dennoch vermag sie nie dieselbe aufzuheben. Wenn alle Schwierigkeiten überwunden, wenn das heißerstrebt Ziel erreicht, wenn die Liebenden das heiligste, das innigste Band vereint — schimmert dennoch die alte, tiefe Sehnsucht durch ihr Glück.

„Ach! wenn sie ewig grünen bliebe,
Die schöne Zeit der jungen Liebe.“

Nicht ist dies, als ob die auf gegenseitige Achtung und Seelenneigung gegründete Liebe edler Gatten

*) Hier wird natürlich nur von gebildeten Menschen gesprochen; Seelen, die noch in der Sinnlichkeit verpuppt sind, zählen für Nichts, und ihr allenfalls geruhigter Zustand ist nur durch das Schlummern ihres bessern Theiles bedingt.

bald nach der Verheirathung aufhören würde. Gott behüte! — diese Liebe lebt fort, selbst bis über die Sterne! — Nicht als ob hier die physische, die thierische Liebe gemeint sei — für diese gilt bekanntlich der Satz: der heißersehnteste Gegenstand findet seinen Tod im Genuß. — Aber — hinter der irdischen Liebe liegt noch eine höhere Liebe — hinter dem irdischen Sehnen noch eine geistigere Sehnsucht: — und hier! hier! liegt gerade der sicherste Beweis für unsere Fortdauer nach dem Tode; denn da nichts, nicht einmal das Beste, das Edelste — die Liebe — uns im Erdenleben ganz befriedigen kann; da auch über diese jene innerste Sehnsucht reicht; da wir auch an dem Busen der Geliebten noch seufzend den Blick nach Oben richten, ist es doch wohl gewiß, daß wir noch nach einer fernen Insel zu schiffen haben, an deren unbekanntem Gestaden der Hauch Gottes weht, der diese Wunde heilt.

Gott ist, Gott muß gerecht sein; das Urprinzip muß befriedigen, wo es einen Drang schuf. Der Drang ist in uns, die Befriedigung wird uns hier nicht; folglich muß sie uns wo anders — später — nach dem Tode werden.

Hierdurch läßt sich nun auch erklären, was einen kräftigen Menschen oft, wenn er in der glücklichsten

Ehe doch wieder ein fremdes Sehnen findet, zu dem Irrthum führt, als habe er sich in der Wahl des Gegenstandes getäuscht. Frauen sind diesem bitteren Gefühle schon deswegen weniger ausgesetzt, weil ihr Geist selten solche Elasticität und Behemenz besitzt, als der des Mannes. Jedenfalls aber irrt Jeder, der so denkt; denn nicht in der Wahl des Gegenstandes liegt der Fehler; sondern darin, daß er seine Liebe, sein Sehnen, eben auf einen Gegenstand und nicht auf die Urquelle der Liebe selbst, auf Gott, gerichtet hat. —

Ferdinand's unruhiger, freihcitliebender Geist, sein Streben in das Weite, Unendliche, seine Sucht genial zu sein und zu erscheinen; sein Drang Großes und Edles zu wollen — dem freilich fast immer die Ausführung fehlte, — alles dies schwieg nach der Verheirathung auf einige Zeit; da es eine glühende, tiefgefühlte Liebe mit der Gewalt der Leidenschaft in sich verschlang.

Auguste, die, wenn auch von ruhigerem Temperamente, sich dem geliebten Gatten doch mit jener süßen, bräutlichen Hingebung anschmiegte, war sein Abgott, und exaltirt, wie solche funkensprühende Gemüther immer sind, wich Ferdinand die ersten vier Wochen keinen Augenblick von der Seite der Lieblichen.

Ältern und Bekannte, Studium und Zerstreuung, selbst die Literatur war vergessen, und nur Karl und Adolphine hatten Zutritt zu dem Ueberglücklichen, dem das Leben in seines jungen Weibes Armen ein paradiesisches schien. Karl lächelte dem Himmelsstürmer freundlich zu; er gönnte dem edlen Menschen und seiner guten Schwester das schäumende Glück, wohl wissend, daß sich dies Brausen bald legen und einem ruhigeren Genuße Platz machen würde.

In der That kam Ferdinand nach einigen Wochen zu sich. Er war nicht weniger glücklich; aber stiller. Er fühlte, daß eine zweckmäßige Unterbrechung durch Arbeit oder Zerstreuung den Genuß reizender mache; wie wir unter einen Blüthenstrauß, Blätter mischen, den Glanz der farbigen Dolden zu heben.

Karl rieth zu einer festen und regelmäßigen Beschäftigung, die Ferdinand nicht allein Gelegenheit gebe, seinen Drang zum Schaffen zu befriedigen; sondern auch das Einkommen um Etwas erhöhe, da Wellen seine Freigiebigkeit keineswegs aufgeben wollte noch konnte. Anfangs berührte der Gedanke, für den Erwerb zu arbeiten, den jungen, stolzen Mann sehr peinlich, doch gelang es endlich dem Freunde, — nach-

dem er ihm bewiesen, daß selbst die ersten Staatsmänner, Schriftsteller und Künstler sich bezahlen ließen, da sie ja ihre Zeit und ihr Leben dem Staate oder der Kunst widmeten — Ferdinand dahin zu bestimmen, daß er sich an der Redaction einer Zeitschrift betheiligte, welche die Tendenzen der neuesten Zeit verfocht. Karl's Wahl war hierin sehr glücklich; denn Wollen würde kaum, trotz seinem vielerlei Wissen, irgend einen anderen Posten in der Welt haben ausfüllen können, auch ließ ihm dieses Geschäft den Schein der Ungebundenheit und schmeichelte seinem Hang nach Genialität, indem es ihm nun leicht möglich wurde, seine oft extravaganten Ansichten öffentlich auszusprechen.

Mit seinen Aeltern war er gespannt, und blieb es, obgleich die fast verzweifelnde Mutter Alles aufbot, den Sohn wieder an ihr Herz zu ziehen. Aber der Sohn wollte nicht ohne die Gattin kommen, und die hochmüthige Hofrätthin die Schwester eines armen Schauspielers nicht als Tochter empfangen. So blieb es denn bei der Trennung, unter welcher freilich das Mutterherz am meisten litt. Der Vater hätte wohl eher nachgegeben; denn er suchte, wenn darauf die Rede kam, die Achseln und meinte: es sei nun einmal nicht mehr zu ändern; das Paar sei rechts-

kräftig verbunden und alle Neue zu spät. Dann nahm er gewöhnlich eine Priße, und schloß mit dem stoischen: *in acerbis simus faciles.* *) Ferdinand selbst machte sich wenig aus dieser Spannung, und Auguste, die sich vor der Hofrätthin gefürchtet hatte, war dieselbe für sich willkommen, so sehr ihr kindliches Gemüth die Uneinigkeit zwischen Sohn und Aeltern schmerzte. Sie suchte auch den Gatten zur Nachgiebigkeit zu bewegen, und wollte gern die Zurücksetzung schweigend tragen; aber Wellen bestand auf seinem Verlangen.

Auf das Leben der Neuvermählten hatte dies indessen keinen Einfluß. Sie lebten wahrhaftig glücklich, und Ferdinand theilte seine Zeit so zweckmäßig zwischen Arbeit und Liebe, daß — da er auch seinem Geschäft mit Freude und Eifer oblag — kaum ein zufriedeneres Paar in Hamburg hätte können aufgetrieben werden. Das Gefühl der Behaglichkeit wuchs aber noch als Karl zu einem besseren Rollenfache stieg, und seine Gage bedeutend erhöht wurde.

Aber bei Ferdinand's Charakter war es eine reine Unmöglichkeit, lange in diesem künstlichen

*) In bitteren Erlebnissen seien wir heiter. Deutsch: in einen saueren Apfel beißen.

Frieden, in dieser Ruhe zu verweilen. Liebe hatte die Flügel seines Geistes gebunden, — Liebe vermochte auch den Berwöhnten, den wild Stürmenden, den Citlen, den an ein bewegtes, rauschendes Leben Gewohnten, — einige Zeit zu fesseln. Als er aber einmal den Becher der Lust geleert und den Rausch der Neuheit ausgeschlafen, erwachte jenes Gefühl der Leere in ihm. Wie natürlich dachte er über dessen Entstehen nach, verglich sein früheres und sein jetziges Leben, und da — wie er glaubte — der Vergleich zu Gunsten jenes freieren, genialeren Seins ausfiel; so mußte die Ehe die ganze Schuld tragen. Er dachte an die Lehren seiner Mutter, an die Befriedigung, die er gefühlt, wenn er seinem großartigen Streben mit Genialität gefolgt, an die Unterhaltung, die er einst in dem Alster-Pavillon mit jener schönen und geistreichen Spanierin geführt, — er verglich die hohe, stolze Schönheit der Letzteren, mit der anspruchlosen seiner Gattin, den kühnen Ideen-schwung der Emancipirten — mit dem klaren, praktischen Verstande Augustens; und da einmal die Unzufriedenheit sich seiner bemeistert, so drängte auch jenes Leben, jenes verführerische Bild alles Andere in den Hintergrund; er erinnerte sich dabei der Aussprüche der Fremden über die Ehe, billigte sie wieder,

wie damals, aus vollem Herzen und verwünschte den Tag, an dem er so wahnsinnig gewesen, sich selbst in die drückenden Fesseln zu schmiegen.

Die Grundfeste seines häuslichen Glücks war erschüttert. Ueber den eingebildeten Zwang fühlte er bald einen wirklichen; da an die Stelle der bisherigen Herzlichkeit — Kälte, an die einer freudigen Hingebung — Zurückhaltung trat; und statt der bis jetzt durch Liebe hervorgerufenen Harmonie sich der Zweifel und die Unzufriedenheit in sein Herz einnisteten, und ihm ewig die — freilich rauschenderen und lauterer — Genüsse seines früheren Lebens vorhielten.

Von nun an suchte Ferdinand wieder Zerstreungen nach Außen. Das Erste, was er that, war, die dargebotene Hand der Mutter zu ergreifen, und sich mit ihr zu versöhnen. Er ließ zwar dabei nichts auf seine Gattin kommen, schloß aber dennoch den Frieden ohne die früher aufgestellte Bedingung. Diese Inconsequenz war ein schlagender Beweis, daß seine Liebe nachgelassen, und die Hofrätthin, die als Frau dies leicht errieth, ermangelte nicht durch leise Anspielungen die Klust noch zu erweitern, die sich bereits zwischen ihrem Sohne und der verhaßten Schwiegertochter gebildet. Auch der Alster-Pavillon und son-

stige Vergnügungsorte sahen den jungen Welle nun wieder, und der Heldenpieler und sein Pylades, der alte Recensent, — von welchen sich Ferdinand in letzterer Zeit durch Augusten's warnende Bitten etwas mehr entfernt — wurden wieder zu Gnaden an- und bei fast allen Lustbarkeiten mitgenommen. Waren doch Beide stets bereit, die Genüsse, die ihnen durch Ferdinand's Freigiebigkeit wurden, durch Schmeicheleien, Heiterkeit, bizarre und pikante Reden, vor allem Andern aber durch die laute und ofte Anerkennung seiner Genialität zu erkaufen.

Was aber Ferdinand's Seele am meisten in Anspruch nahm, war der Wunsch: jene Spanierin wiederzufinden, deren Welt- und Lebensansichten so ganz mit den seinen übereingestimmt. Nicht Liebe zog ihn zu ihr hin; sondern das Bedürfniß, mit diesem geistreichen Wesen in eine nähere, wenn auch eben nur geistige, Verbindung zu treten, da er ja in dieser Richtung allein das Heil und die Befriedigung zu finden hoffte, die ihm seine Liebe zu Augusten nicht geben konnte.

Es muß noch etwas Höheres geben, als die Frauenliebe, seufzte er, und dies dunkel Angestrebte kann nichts anderes sein, als eine höhere Liebe, die Liebe der ganzen Menschheit, die sich in dem Streben

kund gibt, die großen kosmopolitischen Ideen unseres Jahrhunderts zu verwirklichen. Wie fest und klar aber hatte, seiner Meinung nach, die Spanierin dies Ziel im Auge, und wie groß und schön, dachte er, müsse es sein, wenn sie Beide sich zu dem gemeinsamen Ringen vereinigten.

Leider war aber die Donna spurlos für ihn verschwunden, da er jene Erscheinung in Ottensen für eine Eingabe seiner Phantasie erachtete; um so mehr, als es wahrlich undenklich schien, daß die geistreiche Emancipirte und der beschränkte Heylig sich einander auch nur in einer Beziehung genähert haben sollten. Nichts destoweniger suchte sie Ferdinand allenthalben; ihr Bild kam ihm nicht aus dem Sinn, ihre Reden schallten beständig in seinem Ohre — und Gattin, Freund und Arbeit waren vergessen; ja erstere dünkten ihm nur hemmende Bande, die ihn, in gutgemeinter Beschränktheit, von dem kühnen Fluge abhalten wollten, dem ihre Geistesflügel freilich nicht gewachsen seien.

Auguste hatte die Veränderung ihres Gatten bald bemerkt. Die gute Seele schob den Fehler auf sich und war bemüht, den Flatterhaften durch desto größere Innigkeit, durch desto heißere Liebe und Hingabe, durch tausend kleine Aufmerksamkeiten, durch

Heiterkeit und Gemüthlichkeit, wieder enger an sich zu fesseln. Aber mit Entsetzen gewahrte sie endlich, daß dies Alles fast gerade den umgekehrten Eindruck auf Ferdinand mache, ja daß er kalt und kälter werde und sogar ihren Umgang fliehe.

Der gefräßige Wurm des Grams hatte sich in den Kelch der zarten Blume gesenkt. Auguste brach innerlich über diesen frühen Einsturz ihres Himmels zusammen; ließ aber weder der Welt, noch dem Gatten — nicht einmal dem Schwager — ihr Leiden merken, das sie mit jener sanften Duldung trug, die nur den Frauen; und selbst unter diesen nur den edelsten derselben, eigen ist.

Je vergeblicher aber Ferdinand nach seiner Donna forschte, desto finsterner ward er; und schon stellte sich in seinem excentrischen Gehirne der Plan fest, sie selbst in fernen Ländern zu suchen. So war aber Wellen immer, und so werden jene sich zersplitternden, schwachen, aber eingebildeten Geister ewig bleiben; sie wollen das Schöne und Gute, sie streben nach dem Edlen; aber ehe sie sich es versehen, hat sie eine ganz unbedeutende Nebensache von ihrem Streben abgezogen, — sie suchen mit Eigensinn die Nebensache zu erringen, vermengen diese mit dem großen Ziele, welches sie sich gesteckt, und sehen sich

so am Ende ihrer Laufbahn um den Preis aller ihrer Mühe betrogen.

Aber dem Eigensinne Ferdinands schmeichelte der Zufall.

Es war schon ziemlich spät Abends, als er von einem Spaziergange zurückkehrte. In eine jener volkreichen, aber engen und von alten, hohen Häusern zusammengesetzten Straßen getreten, reizte ein Zusammenlauf des Volkes seine Aufmerksamkeit. Kaum aber wandte er sich mit der Frage: was es da gäbe, an einen Vorüberlaufenden; als auch schon der Schreckensruf: „Feuer!“ „Feuer!“ von allen Seiten her ertönte, und ihn aus seiner Ungewißheit riß. Ferdinand beeilte seine Schritte, und obgleich er, der Volksmasse wegen, welche die enge Straße sperrte, nicht bis zu dem brennenden Hause selbst gelangen konnte, sah er doch von Ferne das ganze Gebäude mit einem Male in Flammen stehen. Das Schrecklichste dabei war, daß es von unten hinauf brannte, und die Unglücklichen, welche im dritten Stockwerke wohnten, sich nicht retten konnten, da das Feuer die Treppen bereits ergriffen. So vorzüglich nun auch Hamburgs Löschanstalt war, lag es doch im Bereiche der Unmöglichkeit, daß dieselbe mit der Gedankenschnelle zu Hülfe eilen konnte, mit welcher das Feuer, —

auf leicht brennbare Stoffe gestoßen, — um sich griff. Hier galt es also entschlossenes Angreifen von Seiten der Anwesenden, namentlich, da zwei Kinder aus den Fenstern des dritten Stockes in Verzweiflung um Hülfe schrieten. Wer aber wollte es wagen hier zu retten. Ueber die Treppen konnte Niemand mehr gelangen und nur von außen, vermittelt einer, oder vielmehr mehrerer aneinander gebundenen Leitern, konnte man den Unglücklichen nahen, nach welchen die rothen Zungen der Flammen schon begierig leckten. Aber auch dies blieb um so verwegener, als der Hinaufsteigende selbst dem Feuer ausgesetzt war, oder dies rasende Element unter seinen Füßen die Leiter verzehren konnte. Letztere war daher schon bereit; aber Niemand wollte sich dem fast sicheren Tode Preis geben. Eine Minute des Erwartens, der Beklemmung, der Angst, des fast allgemeinen Schweigens trat ein, nur von dem Jammern der armen Kinder unterbrochen. Ferdinand zuckte es durch das Herz. „Platz!“ — rief er — „laßt mich vor, ich will hinauf!“ — Die freudig erstaunte Menge theilte sich, — aber in dem gleichen Momente sah W e l l e n in dem, schauerlich durch den flackernden, blutrothen Schein des Feuers erhellten Halbdunkel der Nacht, eine weibliche Gestalt die schwanke Leiter erklimmen. Der Athem stockte

ihm, — Todtenstille trat abermals ein — die Bewegene stieg muthig empor, nicht achtend des Rauches, der sie in dichten Säulen schwarz umwirbelte, noch des Feuers, das seine Glutharme begierig nach ihr reckte. — Jetzt hatte sie die Kinder erreicht; aber nur eines vermochte sie zu tragen, da sie sich mit der anderen Hand an der schwanken Leiter halten mußte; sie half daher dem stärksten derselben auf ihren Nacken, hieß es mit seinen Händen ihren Hals umfassen, packte das Leichtere dann fest mit der linken Hand, drückte es wider ihre Seite — und kehrte so, mit der Rechten sich an der Leiter haltend, zurück. Schon hatte die kühne Kletterin die Hälfte des gefährlichen Weges zurückgelegt, schon jauchzte ihr die Menge entgegen, schon waren auch die Spritzenleute erschienen — als plötzlich die Flammen die weiten Röcke der Verwegenen ergriffen, und die leichten Stoffe licht ausloderten. Ein Mark und Bein zerschneidender Schrei durchschnitt die Luft. Aber Ferdinand, der sich unterdessen bis nach vornen vorgearbeitet hatte, gewahrte dies Unglück nicht so bald, als er auch schon der Leiter hinaufgeklommen war, und mit beiden Armen die Füße der Brennenden umschlingend, die Flammen tödtete und von den brennenden Stoffen herunterriß, was er habhaft werden

konnte. Dann nahm er dem Weibe den Knaben, den sie in der Hand trug, ab, und Beide erreichten nun rasch den sicheren Boden.

Dies Alles war das Werk eines Augenblicks gewesen; aber eines Augenblicks, der furchtbar auf alle Gemüther gewirkt. Ferdinand selbst war kaum seines klaren Bewußtseins Herr. Er übergab den Knaben demjenigen, der ihn eben in Empfang zu nehmen ihm entgegenkam, — bot der Dame, der er so zeitig zu Hülfe gesprungen, mechanisch seinen Arm, und hörte weder das Lob noch den Dank der Menge, die sich preisend um das edle Paar drängte; noch spürte er die Schmerzen der Brandwunden, die er an der Hand und dem Arme davongetragen.

Erst als sie sich aus dem lärmenden Gewühle geflüchtet und die kühle Nachtluft sie labend umwehte, ward ihm Alles klar; wie aber staunte er, als seine Dame ihn mit bekannter Stimme bat: sie in das naheliegende Gasthaus zu führen, woselbst sie ein Zimmer nehmen und so lange dort warten wolle, bis sie sich einen anderen Auszug aus ihrer sehr entlegenen Wohnung habe holen lassen.

Ferdinand starrte die Sprecherin erstaunt an, und stand wie vom Donner gerührt, als er, im Scheine einer Laterne, in die ruhigen, stolz-erhabenen Züge seiner Spanierin blickte.

Jetzt riß ihn aber die Freude so stürmisch hin, als ihn noch eben der Schrecken ergriffen hatte; und nur die wiederholte Bitte der Donna: sie nach einem Gasthose zu leiten, da sie eines Theiles ihrer Kleider beraubt sei, brachte den Entzückten vor der Hand zur Fassung.

Als Beide in das Gastzimmer, welches sich Ferdinand hatte öffnen lassen, getreten waren, und der Kellner Licht gebracht hatte, gewahrten sie erst wie tragisch-komisch ihr Aeußeres sei.

Donna Arabella's Mantille war verloren, ihr gelb seidenes Kleid, mit den zwei breiten schwarzen Spitzengarnierungen, hatten die Flammen auf der einen Seite bis zum Gürtel verzehrt, während es auf der anderen in braunrandigen Fetzen herab hing, und sich die Spitzen nur noch in zusammen gerollten, halb verbrannten Ueberresten zeigten. Aber auch die Unterkleider hatten auf der linken Seite, die das Feuer zumeist erfaßt, sehr gelitten, so daß der ganze Anzug der Spanierin auf dieser Seite nur noch in braunen Resten bis zu dem Knie reichte, während er auf der anderen, das Oberkleid abgerechnet, fast unbeschädigt war.

Hände und Angesicht der Schönen zeigten ebenfalls sehr merkliche Spuren des Abenteuers, durch ihre

Schwärze, so daß Arabella in ein schallendes Gelächter ausbrach, als sie sich in dem Spiegel erblickte.

„Das sind die Folgen unserer albernen Tracht!“ — rief sie launig. Hätte ich Beinkleider statt der weiten, flatternden Röcke angehabt, die ohnehin in jeder freien Bewegung hemmen, so würde ich jetzt nicht wie eine Here aussehen, die dem Auto da Fe entlaufen. Geschwind Kellner!“ — sagte sie dann, sich mit Leichtigkeit und Grazie auf das Sopha werfend — „nehmen Sie diese Adresse, und senden Sie nach meiner Wohnung, damit man mir einen neuen Anzug von Kopf bis zu Fuß bringe. Unter der Zeit ein gutes Nachtessen für uns Beide und eine Flasche feurigen Keres.“

Nachdem sich der Kellner entfernt, fand Ferdinand erst Gelegenheit sich staunend und lobpreisend über die Kühnheit und Geistesgegenwart Arabella's auszusprechen. Die Donna hörte lächelnd seinen Tiraden zu und sagte, als er endlich ermüdet schwieg:

„Nehmen Sie mir es nicht übel, mein Herr, Sie sprechen aber in diesem Augenblicke wie die Menge. Ist so etwas noch nicht vorgekommen? — Kennen Sie außerdem meine Grundsätze nicht? — Wissen Sie nicht, daß ich dem Manne kein Vorrecht vor dem weiblichen Geschlechte gebe, da ich behaupte: in uns wohnen die gleichen Fähigkeiten, Kräfte und

Tugenden, die in des Mannes Brust thronen. Finden Sie es denn nun auffallend, daß ich beweise, was ich behaupte? — Ich nicht! — Mein Nächster war in dringender Gefahr; ich sah es, ich konnte ihm helfen — aber! — als Mädchen hätte ich freilich nun sagen sollen, daß wird sich nicht schicken, wenn du vor der blöden Menge die Leiter hinaufsteigst! — Was werden die Leute von dir denken? — Das würde ja das weibliche Zartgefühl verletzen! — Während ich aber so philosophirt, hätten die Flammen die armen Kinder ergriffen und verzehrt. Ich aber wäre dann mit dem stolzen Gefühle heimgegangen, die Sitte nicht verletzt, meine Weiblichkeit bewahrt zu haben. O pfui! pfui! über die Verkehrtheit der Menschen!“ — rief sie dann. — „Mögen mich die Schwachköpfe immer verachten. Ich genüge mir selbst und setze ihrem Mitleiden — den Stolz siegender Vernunft entgegen.“

„Das Ungewöhnliche überrascht, begeistert uns!“ — entgegnete Ferdinand einigermassen beschämt; denn er fühlte, daß er sich von der Verehrung für seine Donna zu einer Inconsequenz hatte hinreißen lassen. „Aber auch bei einem Manne war das Unternehmen gewagt.“

„Würden Sie an meiner Stelle nicht das Gleiche gethan haben?“ — frug die Spanierin erstaunt.

„Allerdings!“ — entgegnete W e l l e n, — „ich war im Begriff nach der Leiter zu stürzen, als Sie dieselbe bestiegen.“

„Also!“ — rief Arabella. — „Und nun kein Wort mehr hierüber.“

Das Essen wurde unterdessen aufgetragen, und schmeckte Beiden vortrefflich. Ferdinand fand namentlich den Wein ausgezeichnet.

„Das ist ein Lob, das meinem Vaterlande so gut als meiner Nation zufällt. Die Weine charakterisiren, wie bekannt, die Völker. Der Champagner ist der ächte, sprudelnde, witzige Franzose. Der schwere Rheinwein mit seinem edlen Feuer, seiner Blume, seiner Kraft und seiner Säure — der wahre Deutsche. Der Tokayer, der hitzige Ungar. Der Porto, der trockene, racheglühende Portugiese — mein lieber Keres aber der feurige, liebeglühende, stolze Spanier.“

„Da Sie Ihrer Landsleute erwähnen, erlaube ich mir eine, freilich etwas unbescheidene, Frage. Wer ist jener Mann, den ich seiner Zeit im Alster-Pavillon an Ihrer Seite traf? Verheirathet können Sie, Ihren Grundsätzen nach, nicht sein. Also wohl Ihr Bruder?“

„Fast so was!“ antwortete Arabella lächelnd. „Als Mensch, mein Bruder; sonst aber mein Freund

und Begleiter. Wir Spanierinnen sind gewohnt, beständig einen solchen zu haben. Die Cortejos sind unsere Cavalieres servantes, nützliche Hausgeräthe, die man zu Allem gebrauchen kann."

Ueber Ferdinand's Stirne glitt bei diesen Worten eine leise Wolke des Unbehagens. „Also ist Ihre so gerühmte Freiheit, wie es scheint, doch auch dahin?“ — sagte er ironisch — „denn wer liebt, ist nicht mehr frei!“

„Die Erfahrung, armer, junger Mann, haben Sie wohl an sich gemacht;“ — entgegnete Arabella mit einem Tone, der mehr Mitleiden als Spott ausdrückte. — „An meinen Cortejo fesselt mich kein anderes Band, als das einer freiwilligen Neigung. Ich liebe ihn, weil er mir nützlich ist; so wie ich Sie liebe, weil Sie ein hübscher und artiger Cavalier, und dabei, was noch mehr sagen will, geistreich sind.“

Hiermit ergriff die Schöne Ferdinand's Hand und drückte sie zärtlich in der ihren. Wellen's Blut kochte. Er zitterte am ganzen Leibe, so schüttelte ihn das wollüstige Gefühl, welches die Berührung ihrer zarten, warmen Hand hervorrief.

„Nun!“ — sagte die Spanierin, nachdem sie Wellen's Verlegenheit wohlgefällig bemerkt. — „Er-

röthen Sie nur nicht. Ich weiß, daß Sie verheirathet sind, und will Sie keinesweges in Versuchung führen. Nur das schmerzt mich, daß die gute Sache jetzt wieder einen tüchtigen Kämpfer weniger zählt."

"Das ist nicht der Fall!" — rief hier Ferdinand heftig — „ich denke jetzt noch gerade so wie damals."

"Unmöglich!" — entgegnete, den schönen Kopf schüttelnd, die Spanierin. — „Sie sind ein Ueberläufer. Zum Feinde getreten können Sie, schon Ihrer selbst Willen, nicht mehr für die Emancipation der Frauen kämpfen. Außerdem fesselt Sie die Liebe und — die Ehe!" —

„Nur in sittlicher Beziehung."

„Ist es etwa unsittlich mich freundlich anzusehen? mein Freund zu sein? — Ach ja! — durch die Ehe" — fuhr sie spöttelnd fort — „hat Ihre Gattin ein Liebespatent gelöst, wodurch nur sie und keine Andere berechtigt ist, Sie gern zu haben. Die Philosophie, das Christenthum selbst, befehlt alle Menschen zu lieben; die Pfaffen aber verbieten diese gottähnliche Alliebe und befehlen: Ihr zwei habt einzig euch zu lieben."

„Sie gehen zu weit, schöne Donna!" — bemerkte Welle — „man kann verheirathet und doch vernünftig sein."

„Aber nicht mehr frei!“ — rief diese. — „Sie haben für Ihre Frau, bald wohl auch für Kinder zu sorgen; Sie sind verbunden in diesem kleinen Kreise zu wirken — wie könnten Sie noch an das Wohl der Welt, an die Fragen der Zeit denken? Wären Sie frei geblieben, ich hätte Ihnen meine Freundschaft angeboten. Wir hätten miteinander viel Großes erzielen können. Sie schienen mir ein genialer Kopf zu sein, der die Welt und das Leben aus höheren Gesichtspunkten anschaut, als die Masse der traurigen Alltagsmenschen. In schöner Eintracht würden wir nach den Idealen der Menschheit gestrebt, und in gegenseitiger freier, unabhängiger Liebe vielleicht ein großes, seliges Leben, geführt haben.“

Arabella ließ bei diesen Worten ihr Haupt, wie in tiefes Sinnen verloren, niedersinken, und — da es Ferdinand's Schulter berührte — leise auf derselben ruhen.

Es lag in dieser Bewegung keine Ziererei, noch weniger aber der leiseste Anflug von unziemlicher Freiheit; sondern jenes natürliche Sichgehenlassen, das auch in der Sprache und dem Ton der Stimme die kräftige Seele des Mädchens verrieth.

„Sie haben sich in mir nicht getäuscht!“ — sagte Ferdinand, den der Zweifel an seiner Ge-

nia lität empfindlich berührt, nach einer kurzen Stille.
 „Was Sie in mir vermutheten, werden Sie auch noch jetzt in mir finden. Ich kann nicht begreifen, wie meine Ehe ein Hinderniß an meinem Streben, oder auch an einem Freundschaftsbunde zwischen Ihnen, theure Donna Arabella, und mir werden könnte. Ja, um Offenheit mit Offenheit zu vergelten, gestehe ich Ihnen, daß ich Sie schon seit Wochen überall gesucht.“

„Und Ihre Frau?“

„Besorgt daheim die Haushaltung! — Sie ist ein unendlich gutes Wesen, das ich, seiner häuslichen Tugenden wegen, hochschätze — aber — sie genügt meinem Geiste nicht. Ich glaubte eine Zeitlang sie zu lieben, ich hoffte in dieser Liebe die völlige Befriedigung für Herz und Geist zu finden, und sehe nun mit Entsetzen eine schauerliche Leere in meinem Herzen und in meinem Leben. Ich hätte, — wenn ich denn doch heirathen wollte — einer Frau wie Sie bedurft!“

„Oder besser noch, gar nicht geheirathet!“ vollendete die Spanierin. Indessen was geschehen, läßt sich nicht ändern, und so tragen sie in Geduld ihre Fesseln wie tausend Andere und rächen sich, wie diese, durch Tyrannei an dem armen Weibe, das Sie und

sich selbst an dem goldenen Angelhafen der Ehe gefangen.“

„Arabella!“ — rief W e l l e n — für was halten Sie mich?“

Arabella legte lächelnd ihre schöne Hand sanft auf die seine und sagte mit eigener Betonung:

„Für einen Mann!“

„Nein, nein!“ — zürnte F e r d i n a n d — „Sie verkennen mich wahrhaftig. Ich fühle, daß ich unwürdige Fesseln trage; aber ich werde sie zerbrechen, oder doch so lockern, daß sie mich weder hemmen noch drücken.“

Donna Arabella's Augen funkelten in freudiger Gluth. „Wer den Muth hat groß sein zu wollen, ist groß!“ — rief sie freundlich aus. — „Uebermorgen geht ein Schiff nach E d i n b u r g , das ich benutzen werde. Vermögen Sie sich nun, wie es einem kräftigen Geiste geziemt, aus den armseligen Banden, in welche sie verstrickt sind, loszuwinden; so thuen Sie es um Ihret- und der Welt willen, der dadurch ein lichter Kopf gerettet wird. Sie werden dies um so leichter thun können, wenn Sie vorher die Existenz Ihres Weibes gesichert haben. Wiedersehen können Sie dieselbe ja wenn Sie wollen, und trösten wird sie sich auch, ist sie anders klug und verständig.“

„Die Trennung wird sie tief schmerzen“ — seufzte Ferdinand — „aber ich muß fort, wenn mein Geist in dieser beengten Sphäre nicht eintrocknen soll. Auch ist es ja nur für kurze Zeit, und unser ideales Bündniß kein Treuebruch.“

„Nein!“ — rief Arabella und zog Ferdinand in wilder Gluth an sich — „Im Reiche der Geister herrscht nur eine Liebe. Nicht ist sie dem Einzelwesen in ärmlicher Dosis zugemessen; sondern sie durchfluthet alle, alle Wesen mit der gleichen verzehrenden Flamme, und eines jauchzet, wenn die andern lieben!“

Heiße Küsse erstickten die Stimme der schönen Sophistin, und erst als die Dienerin Arabella's mit dem neuen Anzug ankam, kehrten die Geister der Schwärmenden zu der armen Erde zurück.

Zwei Tage später verließ das Dampfschiff „der Delphin“ Hamburg, und trug auf seinem Rücken, unter den vielen anderen Passagieren, auch Donna Arabella la Romano und Ferdinand Wollen.

Aber die Gefühle, welche die beiden Neuverbündeten bei der Abreise belebten, schienen keinesweges

ein und dieselben zu sein. Die Spanierin strahlte vor Freude, die ihre schöne, stolze Figur nur noch Kühner hob und mit den Blitzen eines dunklen Feuers aus ihren Augen leuchtete. Ferdinand dagegen, so sehr er sich Mühe gab, gleichgültig zu erscheinen, war so mächtig ergriffen und erschüttert, daß er alle Augenblicke willenlos in ein dumpfes Sinnen verfiel, und dann bleich und kalt, wie ein Marmorbild, nach den Thürmen Hamburgs blickte, die mehr und mehr in dem Dunstkreise des fernen Horizontes verschwanden.

Arabella war klug genug, diese Nachwirkungen einer, nicht ganz schmerzlosen Trennung, ruhig sich selbst zu überlassen. Wußte sie doch, daß der Moment des Scheidens nicht nur fast alle die früher erhaltenen unangenehmen Eindrücke verwischt; sondern auch das Gute und Liebe, was wir je von dem Wesen, von dem wir uns losreißen müssen, empfangen haben, unserem Herzen so nahe bringt, daß es uns weit überwiegend, oft unüberschwenglich erscheint. Aber sie kannte ja auch das menschliche Herz, und hatte wohl selbst manchmal an sich bemerkt, daß auch die Wellen des heftigsten Schmerzes, wie die eines sturmbewegten Meeres, sich nach und nach legen, und sich in dem Geruhigten dann die Sonne der Hoffnung bald wieder freundlich spiegelt.

Sie setzte sich daher auf dem Berdecke nieder, ergriff ein Buch und las.

Ferdinand dagegen ging, sobald Hamburg aus seinem Gesichtskreise verschwunden war, mit großen Schritten und verschränkten Armen auf und ab. Finster blickte er vor sich hin, finsterner war es in seiner Seele. Die Erinnerung des Augenblicks, in welchem er sich aus den Armen seiner Gattin — die ihn, laut schluchzend, krampfhaft umschlungen — gerissen, wollte nicht schwinden. Noch sah er sie mit dem Ausrufe: „Ferdinand! Du liebst mich nicht mehr, Du gehst Deinem Verderben entgegen“, ohnmächtig in die Arme ihres Bruders sinken; noch sah er dessen flehenden Blick, noch hörte er dessen ernste, ermahnende Worte, die der Freund, eingedenk des Versprechens, welches sich Beide an Welle n's Hochzeitstage gegeben, an ihn gerichtet. Seine Seele kämpfte noch immer den fürchterlichen Kampf fort, den seine That doch längst entschieden. Die Liebe, die wahre ächte Liebe, die er einst für Augusten empfunden, war in dem Momente wieder in ihm erwacht, in dem er ihr seine Abreise unter dem Vorwande nöthiger Geschäfte, angekündigt. Auguste, die bisher mit ihren Zweifeln, ihrem Grame, ihrer Herzensangst zurückgehalten, traf dieser Schlag zu

tief; sie strömte unter Thränen ihre Befürchtungen aus, sie klagte den Gatten der Kälte gegen sie an; sie beschwor ihn, daß kaum aufgeblühte Glück ihrer Ehe doch nicht so gewaltsam zu zertreten; sie erinnerte ihn erröthend daran: daß sie bald Mutter werde. Ferdinand bebte. Die Gefühle der Natur umflügelten ihn wie lichte Boten des Himmels — die Liebe schien, von der Reue geführt, zurückkehren zu wollen — da zuckte das Bild Arabella's wie ein Blitz durch seine Seele. Der kalte Verstand, angehan mit dem undurchdringlichen Harnisch der Eitelkeit, bewaffnet mit dem schneidenden Schwerte des Sophismus, trat zwischen ihn und die Pflicht, und hieb mit einem Streiche den Knoten auseinander, welchen die rückkehrende Liebe so eben erst zu schlingen begonnen.

Nie! nie! hatte noch die verkehrte Erziehung in ihren Folgen nachtheiliger auf ihn gewirkt, als jetzt! Nie war ihm der — von der Mutter eingestößte, von seiner Eitelkeit genährte Gedanke: er sei ein großer Geist, ein Genie! — zur unglücklicheren Stunde gekommen als hier. Aber es war der Satan der Selbstsucht, der, diesen Gedanken mit flammender Schrift an seiner Stirne tragend, aus dem Schlunde der Finsterniß auftauchte. Vor seinem giftigen Odem

wichen die Geburten des Lichtes scheu zurück. Sein Ruf übertönte die sanfte Stimme des Gewissens, das Jammern der Gattin, den Rath des Freundes; das Feuer seiner Augen blendete die geistige Sehkraft des schwankenden Mannes, den er, ein Spielwerk seiner Laune, mächtig packte und hinwegriß aus dem Kreise seiner wahren Freunde.

Ferdinand hörte das freche, triumphirende Lachen des Höllensohnes. Noch gällte es in seinen Ohren wieder, noch zitterte seine Seele — und doch fühlte er, daß der Kampf entschieden sei, und ihm nun keine Wahl mehr bleibe. Er riß sich daher mit Gewalt empor, die noch leise grollende Stimme des Gewissens mit dem Gedanken beschwichtigend: daß er ja für das materielle Wohl seiner Gattin genügend gesorgt habe, und seinem eigenen Glück, so wie der Welt, diesen Schritt zu thun schuldig sei.

Donna Arabella, deren Blicke unterdessen oft über das Buch hinüber zu dem schönen Verbündeten geflogen waren, gewahrte auch kaum, daß sich allmählig Ferdinand's Aufregung legte, als sie aufstand und mit dem Anstande und der Anmuth einer Grazie auf ihn zugin. Aber die Augen der klugen Donna sprachen jetzt nicht mit Liebesgluthen, ihr Mund hatte weder Trost noch Zärtlichkeit für den

Mann ihrer Wahl; sondern sie griff mit gewandter Hand gleich kräftig in die Saiten seiner Seele, von denen sie wußte, daß sie am mächtigsten widerhallten:

„Ich bin Ihnen, lieber Freund, noch die Erklärung schuldig, warum ich nach Edinburg reise;“ — sagte sie daher mit ruhigem Ernste zu Ferdinand, als ob zwischen dem Abend nach dem Brande und ihrem jetzigen Wiedersehen nichts vorgefallen wäre, was auch nur im Geringsten hätte störend auf ihren beiderseitigen Entschluß einwirken können. — „Menschen, wie wir, die ihr persönliches Glück mit dem des ganzen Menschengeschlechtes identificiren, sind gewohnt, nichts ohne triftigen Grund zu thun, da ihre Zeit und ihre Kräfte dem Streben nach dem höchsten Ziele, was sich ein Erdensohn setzen kann, angehören. So haben denn auch alle die Reisen, die ich seit Jahren unternommen, in diesem Streben ihren Grund. Madrid, London, Paris, Brüssel, Rom, Kopenhagen und Edinburg haben ihre großen, mitunter sehr weit verzweigten, kosmopolitischen Vereine, deren thätiges Mitglied ich bin, und Sie, edler Mann, in Kurzem werden sollen. Diese Verbindungen haben, da sie zum größeren Theile aus Männer bestehen, natürlich weniger die Erhebung des weiblichen Geschlechtes auf die ihm gebührende Stufe in der mensch-

lichen Gesellschaft zum Zweck, — als überhaupt die Emancipation aller Unterdrückten; vorzüglich der Juden, der Slaven, ja selbst der Thiere. Während ich nun beständig bemüht bin, für diese löblichen Vereine zu wirken, war ich zu gleicher Zeit darauf bedacht, deren Einseitigkeit dadurch zu heben, daß ich auch Verbindungen von Weibern hervorrief, die alle jene Strebungen theilen, denselben aber die Emancipation des Weibes natürlich voransehen.“

„Namentlich zeichnen sich hierin London und Edinburg aus, und die Welt wird aus diesen, von mir gegründeten, Schulen bald Persönlichkeiten hervorgehen sehen, vor deren großen Rednertalenten sie staunend zurücktreten soll.“

„Was die Erfolge betrifft, welche diese Vereine hatten, so sind Ihnen diese genügend bekannt. Die Hoffnung, daß Judenthum auch in Deutschland zu emancipiren, scheiterte bis jetzt noch immer an der Pedanterie Ihrer guten Landsleute, die hierin so schwach sind, daß selbst ein großer Theil ihrer Freimaurer, — deren drittes Wort doch immer: „Humanität“ ist, — so unhuman sind, die Juden noch immer nicht in ihre „Tempel der Humanität“ zuzulassen. Aber noch ist: „Mitternacht nicht voll!“ und die große Arbeitsloge nicht geschlossen.

Es wird und kann nicht ausbleiben, daß auch diejenigen, die an den Talmud glauben, mit denen, die ein neues Testament besitzen, gleiche bürgerliche Rechte erhalten. Schreitet doch die Aufklärung und mit ihr Bildung und Civilisation ruhig aber unaufhaltsam vorwärts; — bleib es doch ewig wahr: daß es eine Lächerlichkeit, ein Unsinn ist, dem rollenden Rade der Zeit in die Speichen fallen zu wollen!“ —

„Indeß muß dafür gehandelt werden, und so haben die Vereine von London, Paris und Edinburg, in Gemeinschaft mit mehreren Schwesternvereinen in Deutschland, einen Congreß nach der Hauptstadt Schottland's ausgeschrieben, um sich daselbst über die Mittel zu besprechen, welche am geeignetsten seien, ihre erhabenen Zwecke zu fördern. Dorthin also, mein Freund, bin ich im Begriff zu gehen, dort werde ich Sie mit vielen Männern bekannt machen, die so edel denken als Sie, — dort werden Sie Gelegenheit finden, thätig und kräftig mit einzugreifen in das Werk, das Ihrer großen Seele als leuchtender Stern längst schon vorgeschwebt.“

Ferdinand hatte mit Spannung den Worten seiner schönen Gefährtin gelauscht. Die Hoffnungen, die sie in ihm erregten, träufelten wie lindernder Balsam in die noch offene Wunde. Seinen Geist

wehte frühlingsträftig der Geist der kühnen Spanierin an, und hob ihn mit einemmale über Kampf, Reue und Gewissensbisse in die Sphäre empor, in der er einzig die Stillung seiner Wünsche, seiner Sehnsucht zu finden hoffte und glaubte. Auch ließ ihm Arabella keine Zeit zum Nachdenken, sondern verwickelte ihn unmerklich mehr und mehr in anziehende Gespräche, in welchen sie immer seiner Schwäche zu schmeicheln, seine Einbildung zu erregen, seine Begeisterung für ihre Sache zu steigern wußte.

Und wer hätte den allmächtigen Einfluß noch nicht gefühlt, den eine geistreiche Frau auf uns übt; wen hätte eine solche nicht bezaubert, wenn sich den Reizen des Verstandes auch noch die körperliche Schönheit beigesellen. Zu allemdem kamen noch die großartigen Eindrücke, welche die erste weitere Seereise auf Wellen machte, so, daß er nach Verlauf von wenigen Stunden der Vergangenheit mit allen ihren Bildern und Erinnerungen kaum mehr gedachte.

Die Ueberfahrt ward ohnedem von dem herrlichsten Wetter begünstigt, und bald erblickten die Reisenden die grünen Ufer Schottlands.

Eine neue Welt öffnete sich Ferdinand; denn wenn er auch bereits den größten Theil des Continentes gesehen hatte, so war ihm doch Großbritannien

noch fremd, von dessen drei Reichen ihn Schottland am meisten anzog; — Schottland mit seinen hohen Naturschönheiten, mit seinen Bergen, die sich kahl und nackt in die Wolken strecken, mit seinen Schluchten und Klüften, Seen und Wasserfällen, rauhen Haiden und Höhen, — Schottland! — die kühne, schauerlich-melancholische Welt Ossian's.

In Edinburgh angekommen, bezogen die drei Reisenden Ferdinand, Donna Arabella und ihr Cortejo, — der indessen, da er nun spanisch sprach und fast an gar nichts Antheil nahm, auch außer Cigarrauchen, Essen und Xeres trinken keine Bedürfnisse zu haben schien, fast für Niemanden zählte, — eine freundliche Wohnung in der Neustadt, welche die schöne la Romano bereits im Voraus bestellt hatte.

Die Wohnung war äußerst geräumig und dabei prachtvoll eingerichtet. Ferdinand hatte seine Zimmer dicht neben den Appartements Arabella's, während der Spanier auf dem entfernteren Flügel einquartirt wurde.

Da der Congreß erst in einigen Tagen beginnen sollte, benutzte man die Zeit, um vor allen Dingen die Residenz der alten schottischen Könige anzusehen und kennen zu lernen; und Ferdinand war über-

glücklich, dies an der Seite eines so reizenden und unterrichteten Wesens bewerkstelligen zu können, das den Zauber seiner Liebenswürdigkeit noch durch jenes hinreißende, kühne Auftreten, durch jene allerliebste, ihm so sehr schmeichelnde Freiheit der Manieren, erhöhte. Donna la Romano, die überall angestaunte Schönheit, gehörte in den Augen aller Welt sein. An seiner Seite sprengte sie auf wildem Zelter dahin; mit ihm erschien sie an allen öffentlichen Orten; seinen Arm nahm sie, wenn sie sich stützen wollte; — ja es schien, als suche sie dies familiere Verhältniß mit dem schönen jungen Manne recht augenfällig zu machen.

Ferdinand gehörte aber auch mit Leib und Seele ihr. Er fühlte es selbst mit Entzücken, und es dächte ihm, als habe die Himmlische ihm einen jener Liebestränke eingegeben, dessen Zauberkräfte ihn nun mit unauflöselichen Banden fessele.

In diesem Rausche schien ihm Edinburg ein Paradies. Ging er nun hierin zu weit, so blieb doch die Stadt immer sehr interessant und beide Reisenden widmeten ihr mit Recht die vollste Aufmerksamkeit.

Ihr erster Ausflug ging über die Hauptstraße, die sich eine Meile weit bergaufwärts bis zum Schlosse hinzieht, und Ferdinand durch die ungeheure Höhe

ihrer Häuser auffiel, die auf der Seite des Hügels fast durchgehends zehn bis zwölf, auf der anderen sieben bis acht Stockwerke zählen. Ehedem wohnten hier fast alle angesehenere Familien, nun aber, da diese seit Jahren in die Neustadt gezogen, wälzte sich den beiden Fremden die ganze Fluth des Geschäftsverkehrs entgegen. Indessen zeigte die Straße noch immer Trümmer ihrer früheren Größe, da sich auf ihr die große Gerichtshalle, das Parliamentshaus, die Börse und die Advokaten-Bibliothek befanden.

Als besondere Eigenthümlichkeit der Häuser fielen Ferdinand die steinernen Treppen auf, die zum großen Theile an der Außenseite der Gebäude, oft bis unter das Dach liefen.

„Befördert diese Art zu bauen auch gerade nicht die Schönheit“ — sagte er zu Arabella, die neben ihm herritt — „so ist sie doch bei Feuersgefahr von hohem Werthe.“

„Ohne Zweifel!“ entgegnete diese — „und doch ziehe ich die Hamburger Bauart vor?“

„Warum?“ — frug sie Wellen zerstreut; denn sein Blick verschlang die hohe Gestalt, die sich doppelt kräftig und frisch auf dem muthigen Pferde ansahm.

„Warum?“ wiederholte Arabella erstaunt, mit einem unaussprechlich süßen Lächeln, und aus ihren

Blicken sprach jenes wunderbare Gemisch von Wollust und Hoheit. —

„Warum? — Eben weil steinerne Treppen bei einem Brande Feuerleitern unnöthig machen.“

Ferdinand erröthete tief. Er hätte ihr um den Hals fallen mögen; aber die schöne Reiterin gab ihm mit der Reitgerte einen leisen Schlag auf die Achsel, spornte ihr Pferd und flog davon. Wellen folgte, ihr seufzend nach. Aber sie konnte ihm nicht mehr weit entfliehen, da sie an dem oberen Ende der Hauptstraße angelangt, sich an dem Fuße des großen Felsens befand, der von drei Seiten senkrecht in die Tiefe fiel, und auf dessen Spitze das alte Schloß, wie eine alterthümliche Krone, ruhte.

Sie gelangten über eine, von zwei kleinen halbmondförmigen Batterien vertheidigte, Zugbrücke, dem einzigen Zugange von der Hochstraße her, in den Schloßraum.

Aber welche entzückende Aussicht bot sich hier dar. Zu ihren Füßen lag Stadt und Land, ja die Blicke verloren sich in eine unabsehbare Ferne.

Beide schwiegen im Anschauen verloren einige Minuten; dann sagte Arabella, mit einem Anfluge poetischer Schwärmerei, die ein flüchtiges Feuer über ihre blassen Wangen hauchte:

„O Ferdinand! wie spricht mich aus diesem großen Bilde der Geist der schottischen Nation an! — Ist es doch, als ob er mich umwehe, so groß und wunderbar, so kühn und elegisch, so heiter und lieblich, so ernst und poetisch! erfüllt doch meine Seele ein unerklärlich magischer Drang, und zieht sie, wie mit dämonischer Macht, nach den romantischen Jahrhunderten des Mittelalters zurück. Dies alte Schloß mit seinen unzähligen Zinnen und Thürmchen, die finstere Steinmasse der Stadt, die seltsam geformten Berge, die dort duftig emporsteigen und jenseits wieder die heitere Landschaft, die freundlich grünen Wiesen, — und endlich! weit in der Ferne, das Meer.“

„Ach! mit den Thürmen dieses Schlosses zerfiel auch die alte Clanverfassung, auf dem Meere schwamm zwar eine höhere Cultur herüber von dem glatten England; über der alte Seltenstamm legte sich auch nieder — und war nicht mehr! —“

„Wie Arabella!“ frug erstaunt W Ellen, — „Sie lästern die Civilisation? — Sie! ihre eifrigste Jüngerin?“

„O des kalten Deutschen!“ — rief die Spanierin mit samstem Vorwurf — „Ihn vermag die göttliche Natur nicht fortzureißen zu einem höhern Aufschwung, seine Liebe erstreckt sich nicht über die Welt und die

Nationen mit lebendigem Feuer, mit tiefer Seeleneinigkeit! — Nein! — er glaubt genug gethan zu haben, wenn er seine Liebe nur in kalten Philosophemen der Welt vorhält. Lästere ich die Civilisation, wenn ich die Poesie, die edle Kraft finsterner Jahrhunderte preise? — Kommen Sie!“ — fuhr sie dann fort, schwang sich von dem Pferde und nahm Ferdinand's Arm. — „Was lieben heißt, müßt ihr Nordländer von uns lernen, die eine heißere Sonne zeitigt. — Jetzt lassen Sie uns das Schloß sehen.“ —

Sie betraten schweigend, von einem grauen Gastellane geführt, die alte Residenz der Könige Schottlands. Ein Schauer der Ehrfurcht durchrieselte sie, als sie die weiten, finsternen Gänge und Hallen, die düsteren Zimmer durchschritten. Letztere waren fast alle von dunklem Eichenholz, reich mit schönem Schnitzwerke versehen, daß sich hauptsächlich um und über den Thüren und Kaminen hinzog. Die alten Tapeten, die schweren Seidenstoffe, die Tische und Stühle von künstlich eingelegter Arbeit, — die riesengroßen Bildnisse der alten Schottenkönige — alles dies zeugte noch von der schwerfälligen Pracht, die in besseren Tagen hier geherrscht. Aber der Eindruck, den es jetzt machte, war düster; durchstreifte doch das Leben das Reich des Todes, schien es doch den Durch-

wandelnden, als seien sie herabgestiegen, in eine fabelhafte unterirdische Welt.

Auch die Zimmer, welche einst die unglückliche Maria Stuart bewohnt, zeigte ihnen der greise Pförtner. Das Schlafgemach war noch theilweise möblirt. Noch ragte ihr kolossales Bett von rothem Damast mit grünen Fransen empor, von der Zeit merklich gebleicht; noch stand an dessen Seite, auf einem Tischchen von Eichenholz, künstlich mit Elfenbein eingelegt, ein Toilettenkästchen mit einer Stickerei von ihrer Hand, noch hingen an den Wänden altmodische, große Spiegel, noch luden mehrere Sessel zum Niederlassen ein. An das Schlafgemach stieß ein kleines Schlafzimmer mit jener, in Maria's Geschichte so berühmten Wendeltreppe.

Die Besuchenden fühlten sich, als ihr Cicerone die historische Bedeutsamkeit der Gemächer mit kalten, gleichgültigen Worten und monotoner Stimme erwähnte, tief ergriffen.

„Dies also!“ — sagte Ferdinand, den hier die Erinnerung an jene unglückliche Fürstin mehr ergriff, als es draußen die Natur vermocht; da seinem nach Größe lüsternden Geiste eine große Erscheinung entgegen trat — „dies also sind die Räume, in welchen einst die schönste, aber auch die unglücklichste

Königin geathmet? — Hier vielleicht lauschte sie oft der süßen Stimme ihres Rezzios? — Hier vielleicht war es, wo er, von der Seite seiner Herrin gerissen, unter den Dolchen blutgieriger Mörder sein Leben aushauchte. — Arme Maria! — deine Seufzer verhallten an den kalten Wänden, und du ahnest nicht, daß auch dein Blut unter Henkershand verpriesen sollte.“

„Wie sonderbar doch oft der Mensch ist!“ — sagte Donna Arabella — „die Natur, die ewig Reine, ewig Wahre, ließ Sie kalt; die Erinnerung an ein Wesen, das durch eigene Schwachheit seinen tragischen Untergang herbeigeführt, begeistert Sie. Offen gestanden ist mir die königliche Schwester, die männlich = kräftige Elisabeth, lieber, als die schwankende Stuart. Maria war so schwach, sich durch die Liebe beherrschen zu lassen, statt sie selbst zu beherrschen. Willig beugte sie den königlichen Nacken dem Joche, welches ihr der elende Darnley auflegte, und reichete, als sie sich nicht mehr anders davon befreien konnte, die Hand zu seinem Morde.“

„Und Elisabeth!“ — rief Ferdinand — „brandmarkt die stolze, jungfräuliche Königin, nicht eine schädliche That; opferte sie nicht ihrer Eifersucht und einer schmähhchen Politik die Unschuldige, die Schwester, die Königin?“

„Niemand wird diese That entschuldigen wollen!“
 — entgegnete die Spanierin — „Mord besleckte Beide.
 Aber was that Maria für ihr Reich? — Nichts!
 — Ihre Schwäche bereitete dessen Sturz vor, wäh-
 rend England noch heute die Regierung Elisabeth's
 segnet. Unter ihr ward Englands Handel zum Welt-
 handel, erstand eine ehrfurchtgebietende Marine, die
 Gerichtsbarkeit ward verbessert, Künste und Wissen-
 schaften hoben sich, die Finanzen standen besser als
 je, und wie hoch steht sie selbst im Wissen und in
 der Politik.“

„Leider konnte Maria Stuart wenig für Schott-
 land thun,“ — sagte Weller. — „Stellte sich doch
 fast das ganze Land und vor Allem die Geistlichkeit,
 der Katholikin in den Weg. Und rechnen Sie die
 Geistesgröße, die bewunderungswürdige Standhaftigkeit
 für Nichts, mit der die edle Dulderin ihr langes
 Leiden trug — und endlich dem Tode entgegen ging?“

„Allerdings!“ — entgegnete die schöne La Ro-
 mano — „ihr Ende verfühnt uns einigermaßen mit
 ihrem Leben; denn hier zeigte auch sie, daß Seelen-
 stärke selbst in dem schwächsten Weibe wohnt. Ihren
 Manen dies gerechte Urtheil und Ruhe ihrer Asche.“

Dies sagend, verließ die Spanierin das Zimmer,
 und Ferdinand war einen Augenblick versucht, sie

für den Schatten jener armen Königin zu nehmen, so schön! so stolz! so wahrhaft königlich! schritt sie dahin. —

Ihr Weg führte sie durch die George's Street — die schönste Straße, welche nach Donna Arabella's Meinung ganz Europa aufzuweisen habe. Die Neustadt der ganzen Länge nach durchschneidend, mündet sie an beiden Enden in zwei grünen Plätzen, und zeigt auf beiden Seiten nur Reihen großartiger Palläste.

Auch Theater und Vergnügungsorte, so wie alle Museen und Kunstanstalten, blieben nicht ungesehen, und Ferdinand war stets bedacht, dieses geistigbewegte, interessante Leben, noch durch körperliche Genüsse zu erhöhen und ihren Aufenthalt in Edinburg zu einem wahrhaft genialen Dasein zu gestalten.

Waren die Tage in eben so belehrender als fröhlicher Weise verschwunden, wurden die Abende einem noch süßeren Glücke gewidmet. In seliger Vertraulichkeit saß Ferdinand an Arabella's Seite, und die Schöne vergaß dann gern ihr männlich starkes Wesen und ward, sich den sanfteren Gefühlen hingebend, zum liebenden Weibe. Nur in dem Genuß der Liebe war die stolze la Romano Weib — aber dann war sie es auch mit der verzehrenden Gluth, mit der wildfunkelnden Lust einer Spanierin. —

Von einer Seite hatte aber Wellen die Freundin noch nicht kennen gelernt. Er wußte zwar, daß sie tief und gründlich, ja wissenschaftlich, gebildet war; aber daß sie dabei auch Rednerin sei, blieb für ihn eine neue Entdeckung. Er sollte sie den dritten Abend nach ihrer Ankunft in Schottland machen.

Nachdem nämlich Arabella mehrere Besuche bei den wichtigsten Gliedern des Edinburger Emancipations-Club's gemacht, auch Wellen dem Präsidenten und mehreren anderen Herren und Frauen von Bedeutung vorgestellt hatte, bereitete sie sich darauf vor, in dem ersten Meeting der Gesellschaft einen längeren Vortrag zu halten.

Sie hatte, wie natürlich, Ferdinand davon gesprochen, und zwar mit der größten Ruhe, ja sogar mit vielem Selbstvertrauen. Demohnerachtet begleitete sie Wellen nicht ohne einige Angst nach dem Parlament-Hause, in dessen großer Halle (Outer hall) die Versammlung gehalten wurde. Seine Verlegenheit stieg aber nicht wenig, als er in den hundert zwei und zwanzig Fuß langen und neun und vierzig Fuß breiten Saal trat, und in demselben eine, über seine Erwartung große, Versammlung beiderlei Geschlechtes antraf. Das Gewühl in der schönen, mit einer Marmor-Statue des verstorbenen Lord Melvill's

gezierten Halle war unbeschreiblich, schien aber auf die Spanierin, — die sehr bekannt war, und überall mit Auszeichnung behandelt wurde, — nur angenehm zu wirken.

Zu der bestimmten Zeit wurde mit einer Glocke ein Signal gegeben, und sogleich nahm Jedermann seinen Platz ein. Nach Verlauf von wenigen Minuten herrschte in dem ganzen, von Menschen dicht ausgefüllten Raume die größte Stille.

Sobald dies geschehen, kündigte der Präsident an: daß die Versammlung eröffnet sei, und ging dann sogleich zur Geschäftsordnung über. Nach kurzer Erwähnung des Zweckes gegenwärtigen Congresses und nach freundlicher Begrüßung der Fremden, las er sodann die Namen der Redner vor, welche sich für diesen Abend hatten einschreiben lassen, und Ferdinand schoß es wie Feuer durch alle Glieder, als darunter auch der Name: Donna Arabella la Romano ertönte; die Versammlung aber begrüßte ihn mit einem schallenden Applaus.

Von dem Inhalte der ersten Rede vernahm Ferdinand nur sehr wenig, da der Sprechende, — ein kleines zappliges Männchen — mit seiner dünnen und feinen Stimme in dem weiten Raume nicht ausreichte. Die zweite Rede war eben so lang als

langweilig und blieb gleichfalls ohne Erfolg. Endlich war die Reihe an Donna la Romano. Sie erhob sich und bestieg, stolz und kühn, mit der ihr angeborenen Grazie, die Rednerbühne. Ein lautes dreimaliges „Huzzä!“ und das Wehen der Schnupftücher von Seiten der Damen begrüßte sie. Ferdinand aber vermochte kaum Athem zu holen, und verbarg sich, so viel er konnte, vor den Blicken der Menge.

Arabella begann mit fester Stimme und sprach in dem reinsten Englisch wie folgt:

„Gentlemans und Ladys!“

„Schon öfter ward mir die Ehre vor dieser hochgeehrten Versammlung zu sprechen, und jedesmal hatte ich mich Ihrer Nachsicht zu erfreuen; einer Güte, die ich um so mehr in Anspruch nehmen muß, als ich zu dem Geschlechte gehöre, welches die Herren der Schöpfung artig genug „das Schöne“ — aber auch stolz herabsehend „das Schwache“ nennen! —“

Die in ironischem Tone Sprechende ward hier vom einem „Hört! Hört!“ der Männer unterbrochen, welches das Lächeln der Damen begleitete. Sobald es wieder ruhiger geworden, fuhr die Rednerin also fort:

„Aber auch das Weib, wenn gleich ungerechter

Weise noch nicht emancipirt, nimmt gerne Theil an den edlen Strebungen der Männer. Darum schlossen sich dieser Gesellschaft, diesem Bunde für Humanität und Fortschritte, auch die Damen an, und mein Herz schlägt stolz und freudig, wenn mein Auge über die Versammlung schweift und hier in buntem Gemische beide Geschlechter zu dem edlen, großen Zweck: „Menschenwohl und Menschenglück zu fördern, vereinigt sieht.“

„Heute namentlich feiern wir ein schönes Fest. Der brüderliche Zuruf der Emancipations-Vereine England's, Schottland's und Frankreich's drang bis tief in die freundlichen Gauen Germanien's, und, ihm folgend, führte des Herzens schönster Drang eine große Anzahl deutscher Menschenfreunde in unsere Mitte. Vereint mit diesen, den herzlich willkommenen Brüdern, wollen wir nun mit Ernst und aller Kraft der Seele die Mittel berathen und in Erwähnung ziehen, die auch ferner unsere Zwecke zu fördern im Stande sind, und namentlich für unseren speciellen Fall auf eine baldige Emancipation der Juden in Deutschland zielen.“

„Schon die beiden geehrten Redner, welche vor mir das Wort hatten, brachten Mittel in Vorschlag, diesen Krebschaden der Menschheit zu heilen. Die

erleuchtete Versammlung wird sie seiner Zeit beachten und darüber abstimmen. Um aber bei dieser Berathung — um überhaupt bei allen unseren vorzunehmenden Arbeiten in dieser Sache recht mit uns und dem Gegenstande der Verhandlung im Klaren zu sein, erlaube ich mir noch einmal denselben näher zu berühren."

"Der Zufall hat uns in einer bewegten, thatenschwangeren Zeit geboren werden lassen, — in einer Zeit, die mehr als jede andere geschichtliche Epoche dazu geeignet ist, die Aufmerksamkeit des denkenden und weiterstrebenden Menschen in Anspruch zu nehmen. Die geistige Emancipation, die Freiheit im Glauben, im Wissen und im Leben, verbunden mit einem mächtigen Streben zum Besserwerden, sind die edlen Gährungsstoffe der Jetztzeit, sind die Elemente jenes geistigen Lebens, das sich in der sehnennden Brust des Einzelnen, so wie in den Herzen fast aller Völker und Nationen, regt. Ein allgewaltiger Kampf ist entstanden; — aber in dem Kampfe liegen die Keime zu neuem Leben, und die erste Frage dieses neuen Lebens ist: Geben in der menschlichen Gesellschaft erworbene und ererbte Vorzüge ein Recht auf Unterdrückung Anderer? — oder erfordert die Gerechtigkeit, daß das Wohl gleichgeschaffener Wesen auch auf einer gleichen Basis ruhe?" —

„Da die Tendenz dieses Vereines keine politische, sondern eine rein menschliche ist, so kann hier auch weder von politischer Freiheit, noch von einer Gleichstellung, oder vielmehr Ausgleichung der Stände die Rede sein. Wir sind einzig berufen das Recht zu prüfen, nach welchem einzelne Völkerstämme — durch ihre Religion, ihre Sitten und Gebräuche und eine mit der Zeit herrschend gewordene Staatsverfassung — von der ungeschmälerten Theilnahme an den Vortheilen unserer bürgerlichen Verfassungen ausgeschlossen werden können oder nicht.“

„Unter diesen Paria's der christlichen Welt treten uns vor allen Dingen die, durch religiösen Fanatismus zurückgesetzten Bekenner des Talmuds, — die durch Habsucht zu elenden Geschöpfen herabgewürdigten Sclaven, und endlich die durch Männerstolz niedergebeugten Weiber entgegen.“

Ein abermaliges „Hört! hört!“ schallte durch den Saal und ward diesmal, da die Wendung auf das Lieblingsthema der schönen Rednerin sehr unerwartet gekommen, mit einem schallenden Gelächter begleitet. Donna Arabella wartete mit der größten Ruhe ab, bis es wieder still geworden, dann fuhr sie fort:

„Die geehrten Gentlemans, die hier für die Emancipation aller Unterdrückten so edel und so eifrig kämp-

pfen, scheinen demohnerachtet die des Weibes nicht gerne zu sehn. Ich will den Rechtsſinn derselben daher hier auch nicht länger auf die Folter spannen, und komme, indem ich ihnen mit ein'ger Bosheit die Versicherung gebe, daß dies große Werk, ihres Widerstrebens ungeachtet, dennoch kräftig vorwärts schreitet — auf den eigentlichen Gegenstand und Grundgedanken meiner Rede, auf die Emancipation der Israeliten zurück.“

„Die Religion war es vor allen Dingen, welche jene Bevorrechtung der Christen und Zurücksetzung der Israeliten hervorrief. Lassen Sie uns daher erst einen vergleichenden Blick auf diese werfen und prüfen, ob denn wirklich die Grundzüge des Glaubens der einen oder der anderen Parthei, gemeinsame politische und staatsbürgerliche Rechte ohnmöglich machen.“

„Christ und Jude sind Bekenner der alleinigen Gottheit. Das höchste Princip, die vollendete Einheit schwebt ihrem Geiste als Gott vor. Aus Egyptens Tempeln, in welchen die Idee der Unsterblichkeit und Unendlichkeit den ersten Sieg menschlicher Geistesgröße bezeugten, flüchtete der Glaube an einen Gott nach Israel, und trat hier, des geheimnißvollen Schleiers zum Wohle der Menschheit beraubt, zum ersten-

male als Volksglaube auf. Aber aus der jüdischen Lehre entsprang die christliche, und die Juden waren es daher, welche diese erhabene, diese Grundidee des Christenthums, demselben als Basis darboten.“

„Ja es ist nicht zu leugnen, daß alle Welt, daß vorab gerade dieses Christenthum eine alte Schuld der Dankbarkeit an die Befenner des Talmuds abzutragen hat; denn während Griechen und Römer bei den Eroberungen Egyptens, das Palladium menschlicher Geistesgröße, den Glauben an einen Gott, mißachtend übersahen und Alles nach ihrer Götterlehre modelten, erhielt Israel das köstlichste Kleinod der Welt, war das Judenthum sein sicherer Träger, sein Ueberlieferer an die Mahomedaner, die Christen und alle Völker, deren Bildungsstufe Monotheismus zuließ.“

„Die Auffassung einer und derselben Idee bei verschiedenen Völkern, wird sich immer verschieden gestalten, verschieden nach ihren Schicksalen modificiren oder ausbilden. Die Juden gestalteten ihren Gott nach ihren kindlichen Begriffen; sie rückten ihm, wie fast alle Nationen des Alterthums, die ersten Menschen näher; sie empfingen aus seiner Hand Gebote, die noch jetzt, die für alle Zeiten, die Grundgesetze der Sittlichkeit und Moralität bleiben werden. — Gebote, die ebenfalls eine wesentliche Grundlage des Christenthums bilden.“

„Aber das Kind wuchs zu reiferem Alter heran; das Selbstbewußtsein erwachte und mit ihm die leise Sehnsucht nach höherer Vollendung. Der große Gott hatte sich den Augen der Sterblichen verhüllt; aber sein Geist wehte herab auf einzelne ausgezeichnete Männer, er sprach nicht mehr zu, er sprach durch Menschen. Die Blüthenzeit Israels war angebrochen — aber — die Knospe konnte nicht springen, die Frucht nicht reifen; denn der Hauch der Freiheit umwehte sie nicht, sie schmachtete kränkelnd im engen, luftleeren Kerker.“

„Moses hatte nämlich, gleich Lykurg, den großen Fehler begangen, und seinen Gesetzen das Siegel der Stabilität aufgedrückt. Wo aber kein Weiterschreiten ist, ist Rückgang, und so verfiel die lebendige Lehre der Israeliten bald in einen starren Todesschlaf.“

„Da plötzlich sprengte ein lichter Geist den finsternen Kerker, die Sonne der Geistesfreiheit warf ihre allesbelebenden Strahlen auf die erstarrte Pflanze der jüdischen Religionslehre, und wie von Gottes mächtigem Rufe erweckt, durchrieselte Leben die zarten Gefäße; die Pflanze schoß kräftig empor und breitete mit einemmale die reichen Blüthenäste über die Welt.“

„Aber die Strahlen der Gottessonne hatte nur

einen Theil des Stammes getroffen, nur einen Trieb hervorgerufen; in kalter starrer Nacht verblieb die Wurzel.“

„Aber wie starr sie auch verharret, die jüdische Nation, in ihrer alten und urtypischen Lehre, der Mosaismus bleibt die Wurzel des Christenthums; er ist ein Stück von ihm; wie die Bibel — das alte so gut als das neue Testament, — die zehn Gebote, und vor allen das Grunddogma: die Lehre von einem Gott — wesentliche Theile unseres Glaubens sind. Die Christen sind noch immer Mosaisisten, nur durch Christus erleuchtet, durch seine Lehre auf einen höheren, freieren Gesichtspunkt gestellt.“

„Darf aber ein Kind seine Mutter verstoßen, und mit Füßen treten? — Ist es gerecht und vernünftig die Religion zu verschmähen und zu verdammen, die der unseren Wiege war? — Ist das der Ausfluß jener sanften Christuslehre, die der Odem einer allesumfassenden Liebe ist? daß man das religionverwandte Volk in den Staub drückte, daß man es zwang, einsam unter den Völkern zu leben, daß man es aller staatsbürgerlichen Rechte beraubte und grausam züchtigte für Vergehen, die unmeneschlicher Zwang in ihm hervorgerufen?“

„Gewiß der edle Christ wird hier erröthen und dem, nicht durch die Religion, sondern nur durch die Kirche von ihm geschiedenen Mitbruder gern die hülfreiche Hand bieten.“

„Aber auch als Staats- als Weltbürger erheischt Gerechtigkeit die umfassendste Emancipation der Juden.“

„Der Humanität erstes Prinzip ist: in dem Menschen nur den Menschen zu erkennen, ohne Rücksicht auf Stand, Abstammung oder Religion. Sind wir doch Alle Gottes Ebenbild, Alle von ihm gleich geschaffen und zu gleichen Naturrechten zugelassen. Verschiedenheit der Stände bedingt unumgänglich unsere bürgerliche Einrichtung. Aber freies Streben nach jedem Standpunkte muß auch jedem strebendem Wesen werden, und auch hier bleibt es eine schreiende Ungerechtigkeit, wenn der Staat einem oder dem andern Glauben dies Streben untersagt. Wie können sich die Unterthanen eines Reiches zu guten Staatsbürgern ausbilden, wenn die Regierung es ihnen, durch Verweigerung aller staatsbürgerlichen Rechte, unmöglich macht? — und doch ist gerade jene Erziehung der Unterthanen zu guten Staatsbürgern die erste Pflicht einer gesunden Politik.“

„Endlich aber hat auch das sociale Leben seine Ansprüche geltend zu machen. Und wahrlich! dieses

würde, so wie der Staat, manchen vortrefflichen Bürger mehr gewinnen. Zerreißt die Banden, mit welchen Ihr das Judenthum geknebelt, und es wird sich frei und kräftig erheben. Keine Kunst, keine Wissenschaft blieb noch von Juden unbebaut; wie viel haben sie schon geleistet, wie viel mehr werden sie noch leisten, wenn ihrem Streben ein ehrenvoller Erfolg gesichert ist.“

„Und auch die gehässigen Seiten dieses Volkes werden allmählig schwinden, wenn Ihr Euren jüdischen Brüdern die Hand reicht und mit Ernst sucht, sie hauptsächlich von innen heraus zu bilden. Wie aber könnte dies der Staat anders und besser bewirken, als durch deren Emancipation? Und ist dies nicht auch seine Pflicht? Hat er nicht auf eine zweckmäßige, auf Naturell und Volksthümlichkeit berechnete Erziehung der, unter seinen Auspicien heranwachsenden Generationen zu sorgen? Welche reiche Ernte sollte diese goldene Saat ihm bringen! Wie göttlich schön ist nicht schon der bloße Gedanke: dies scharfsinnige Volk an der Kultur der Wissenschaften, an dem Wohle des Staates, dem sie dann angehören, und allen großen Zwecken der Menschheit mit regem Fleiße, nicht als Slaven, sondern als freie Männer, mitarbeiten zu sehen? Wie würde dann das Selbstgefühl, die

Ehre, die Sittlichkeit dieses Volkes gehoben werden, und wie viel mehr würde es sich dann noch durch rein menschliche, wissenschaftliche und bürgerliche Verdienste heben!“

„Wenn aber Religion, Politik und sociales Leben keine Hindernisse bieten; wenn dies Triumphirats im Gegentheile eine Emancipation der Juden gebieterisch verlangt; wer sollte dann eigensinnig genug sein, der sanften Stimme der Humanität, der Menschenliebe — ja den Geboten Christi selbst! — sein Ohr zu verschließen.“

„Wir wenigstens, die wir, entzückt von den großen Ideen des Jahrhunderts, uns fester aneinandergeschlossen, wir, die wir das Ringen der ganzen Wesenkette, des ganzen Weltalls, alles Seins, nach dem Ziele der Vollendung erkannt und feierlich versprochen haben, es nach Kräften zu unterstützen und zu fördern — wir wollen zusammentreten und uns hier neu geloben, in dem gottähnlichen Streben nicht zu ermüden, nicht nachzulassen, bis das strahlende Ziel erreicht und auf der Oberfläche der weiten Erde nur freie, glückliche Menschen — nur Brüder unter Brüdern wohnen.“ — —

Ein langer, anhaltender Applaus lohnte die Rednerin, die mit solcher Energie, mit solcher Klarheit,

mit solcher Ruhe und doch auch wieder mit solcher hinreißenden Beredsamkeit gesprochen, daß ihre Worte alle Herzen tief ergriffen. Man hörte, man sah es der Spanierin an, wie sie mit ganzer Seele an der Sache hing, die sie führte. Hier war von keiner Affektation die Rede, von keinem nur geborgtem Scheine — hier war Ueberzeugung, Natur. Selbst das Ungewöhnliche, eine Dame, Angesichts einer so zahlreichen, doch zum größeren Theile aus Männern bestehenden, Versammlung reden zu hören, hatte bei Donna Arabella nichts Anstößiges. Man vergaß über dem Inhalt der Rede die Rednerin, und wurde andrerseits von ihrer Schönheit, dem Wohlklang ihrer Stimme und den runden, graziösen Bewegungen nur noch mehr gefesselt.

Kein Wunder war es daher, als nach dem Schlusse der Versammlung sich alles zu der berühmten Spanierin drängte. Wer sie kannte, wollte sie sprechen, wer noch nicht so glücklich war, wollte ihr vorgestellt sein, oder, wenn dies nicht ging, sie doch näher sehen. Fast alle anwesenden Damen gehörten außerdem zu der, von Donna Arabella gegründeten und so heiß protegirten Verbindung der emancipirten Frauen, und wollten daher der gloriwürdigen Vorsteherin persönlich ihren Dank abstatten, ihre Anerkennung und Verehrung zollen.

So saß denn Donna Arabella la Romano gleich einer Königin im Mitten eines ihr huldigenden Hofstaates. Ihre hohe Figur, die weissen Rosen ihrer Wangen, jetzt von dem durchsichtigen Roth der Freude und der befriedigten Eitelkeit angehaucht; die gluthvollen, den Stempel südlicher Abkunft tragenden Augen und ihre stolze, männlich-kraftige Haltung — alles dies zeichnete sie scharf vor der Menge der sie umdrängenden Damen aus, mit welchen sie sich nichts destoweniger so fein und artig, so anspruchslos und natürlich unterhielt, daß der Enthusiasmus, der ohnehin schon alle erfaßt, nur noch gesteigert wurde. Ferdinand und der Cortejo standen, wie Günstling und Minister, hinter ihrem Sessel. Letzterer mit einem Ernste und einer ächt spanischen Grandezza, gleichgültig, ja verächtlich, auf alles herabschauend, was um ihn vorging; Ersterer dagegen strahlend und glühend; denn der Ruhm und die Ehre, die Arabella, sein Ideal, seine Gottheit, hier so reichlich erndtete, warfen, wie ihm dächte, selbst auch auf ihn ihre Strahlen zurück.

Nur Eines ärgerte innerlich Wellen: die Gunstbezeugungen, welche die Angebetete natürlich auch von allen Männern empfing, und die brüderliche Vertraulichkeit, mit der sie mit jenen umging. Da

sich die Spanierin nämlich mit dem männlichen Geschlechte auf eine Stufe stellte, und verlangte, daß zwischen Mann und Weib kein Unterschied im öffentlichen Leben gemacht werde, da sie ferner selbst männlich auftrat, und mit eigener Hand jene Schranken durchbrach, die bei gewöhnlichen Menschen die beiden Geschlechter trennen; — so war es eine ganz natürliche Folge, daß an die Stelle jener zarten, scheuen, heiligen Verehrung, die sonst der Jüngling den Damen bringt, Bewunderung — aber auch eine Art kameradschaftlichen Verhältnisses trat. Arabellen, die in demselben die Anerkennung der erstrebten Stellung fand, war diese Weise, sie zu behandeln sehr willkommen. Ferdinand dagegen, — der noch nicht so stark war einzusehen, daß der Geliebte einer emancipirten Dame alles, nur nicht eifersüchtig sein dürfe — kränkte sich darüber, weil er es als eine Beeinträchtigung der Liebe Arabella's zu ihm betrachtete.

Er ließ dies die Donna auf dem Heimwege merken, wurde aber dafür von dieser herzlich ausgelacht, und mußte aus dem schönen Munde der Rednerin eine lange Vorlesung über die Eifersucht hören.

Arabella frug ihn darin: ob er denn was Abgeschmackteres kenne, als die Art und Weise, mit welcher die Männer durch Eifersucht die armen Weiber

quälten. Ob denn das etwa Gerechtigkeit sei, daß sich in der Ehe der Gatte so oft alles erlaube, ja geradenweges die Ehe hundertmal breche; dagegen von dem Weibe aber mit unbarmherziger Strenge verlange, daß sie nur ihn liebe, und keinem andern männlichen Wesen, auch nur im geringsten, ihre Aufmerksamkeit und Theilnahme schenke.

Ferdinand suchte hierin die Männer zu vertheidigen, indem er behauptete: der Mann könne sich wohl einer Andern hingeben, ohne darum die Treue zu brechen, da Fleisch und Geist zweierlei seien; nur das geistige Band der Liebe dürfe dann zwischen den Gatten nicht zerrissen werden.

Es war gut, daß es Nacht war; denn Ferdinand's Gesicht überzog bei diesen Worten eine dunkle Röthe, und er sah wie von Ferne in geisterartigen Conturen das Bild Augusten's aufsteigen.

Arabella aber ließ sich so leicht nicht überführen, und kam auf ihren alten Grundsatz zurück: daß wenigstens dem Weibe dann die gleichen Rechte wie dem Manne gestattet sein müßten.

„Wenn sie übrigens eifersüchtig sind, lieber Ferdinand,“ — fuhr sie in heiterem Tone fort — „wird Ihr Herz morgen auf eine harte Probe gestellt werden. Ich bemerkte von der Tribüne aus unter

der versammelten Menge, einen meiner feurigsten Verehrer, der erst hier angekommen sein muß; denn ich weiß, daß er vor einigen Monaten, — es war kurz nach Ihrer Verheirathung — eine Reise nach Petersburg unternommen. Da er mich, wie sich von selbst versteht, erkannt hat, — mir ward es schwerer, da er jetzt einen fürchterlichen Ruffenbart trägt — so bin ich überzeugt, morgen die Ehre seines Besuches zu haben.“

„Und wer ist der Glückliche?“ frug Ferdinand von einer finsternen Ahnung angeregt.

„Ein alter Beck! ein Narr!“ — rief Arabella lachend — „aber eine interessante Figur für die Naturforscher; denn er ist augenfällig der Uebergang von dem lieben Vieh zum Menschen. Affe in allen seinen Aeußerlichkeiten, ist er auch eben so dumm und boshaft wie diese Thiere, und nähert sich dem Menschen nur dadurch, daß er — leider! — sprechen kann.“

„Sie haben nicht nöthig mir seinen Namen zu nennen,“ — entgegnete verstimmt Wellen — „Jedermann wird in ihrer anziehenden Beschreibung den alten Heylig von Worms erkennen.“

„Sieh da!“ — spöttelte Arabella — „einer Ihrer Bekannten?“

„Sagen Sie lieber: mein erbittertester Feind. Sein

Hiersein ist mir eben so unangenehm, als mir es räthselhaft bleibt, wie eine so geistreiche Dame, wie Sie es sind, mit solch einem Menschen umgehen kann."

„Ferdinand, Sie sind heute Abend nicht in der besten Laune!“ — entgegnete die Spanierin — „sonst würden Sie ein so schönes Compliment, wie dasjenige war, welches Sie mir so eben machten, nicht gleich wieder durch eine Unart verwischen. Der langweilige Mensch, von welchem wir hier sprechen, drängte sich mir mit einer namenlosen Zudringlichkeit auf.“

„Sie machten doch Ausflüge von Hamburg aus mit ihm!“

„Ich?“ — rief Arabella erstaunt.

„Ja, Sie, schöne Flatterhafte!“ — sagte Wellen scharf betonend. — „Ich sah Sie Beide zu Dittensen.“

„Ach!“ — lachte die Angeredete laut auf, — „das ist ein Anderes! — Zu Dittensen war ich gerade so unglücklich, den albernen Menschen kennen zu lernen. Ich war allein nach dem Orte spaziren gegangen; dies fiel dem Schlaufopf auf. Er hielt mich, — für Gott weiß wen? — Jedenfalls für ein weibliches Wesen, welches seiner Liebenswürdigkeit nicht widerstehen würde, schloß sich mit unverschämter Zudringlichkeit an mich an, und — gestehe ich es nur — der Tropf amüsirte mich endlich, nachdem ich einmal

den Merger über die Störung meines einsamen Ganges verbissen hatte.“

„Und wollen Sie den Menschen wirklich wieder vorlassen?“ — fragte Ferdinand verdrießlich.

„Warum denn nicht?“ — rief Arabella ungeduldig — „ich glaube gar, Sie sind auch auf den eiferjüchtig? Wellen, Sie versetzen mich wahrhaftig in mein Vaterland! — Doch Sie werden schon ruhiger über diesen Punkt denken, wenn Sie erst die Lectionen alle erhalten haben, die meinen theuren Cor te jo zu einem so bewunderungswürdigen Gleichmuthen führten.“

„Ich habe eine zu hohe Vorstellung von Ihrem Geiste“ — entgegnete Ferdinand — „als daß mir bei Heilig die fernste Idee von Eifersucht kommen könnte. Aber ich kann mir eben nur nicht reimen, wie Ihre und Heilig's Seelen Berührungspunkte haben können.“

„Theurer! Sie haben die Menschen noch nicht durchstudirt!“ — entgegnete lächelnd Arabella, indem sie, auf ihrem Zimmer angekommen, die Oberkleider abwarf, und sich, ihrer Gewohnheit nach, nachlässig auf den breiten Divan warf. — „Glauben Sie mir, die geschicktesten Leute haben ihr Steckenpferd und ihre Spielpuppen. Der Eine die Ehre, der An-

dere das armselige Geld. Dieser ist Schöngeist — Jener Pferdenarr. Dieser liebt die Mädchen — und wieder ein Anderer bildet sich ein, er hasse alle Menschen. Ich — spiele mit den Männern. — Sie: mit der Idee, ein Genie zu sein!“

Aber die letzten Worte der, — durch den Gedanken: Ferdinand wollte sie beherrschen, gereizten — Dame, trafen Wellen's Eitelkeit zu tief, als daß sie ihn nicht scharf verletzt hätten.

Nach einer Minute gegenseitigen Schweigens sagte er daher empfindlich: „Freilich! gegen die Sonne ist die Erde klein; wie groß sie auch uns armen Menschen erscheinen mag. Aber ist es nicht sonderbar, daß sie der flammende Himmelskörper dennoch gerne anzieht?“

„Der Vergleich hinkt, und der Stachel Ihres Witzes ist stumpf;“ entgegnete ruhig Arabella. „Die Erde hat aber viele Paradiese, und darum liebt sie die Sonne, und wirft ihr die warmen Strahlen ihrer Liebe gerne zu.“

„Versenkt aber auch manchmal die schönen Triften, und wandelt durch ihren stehenden Strahl, Leben in Tod, freudig grünende Gegenden in öde Wüsten.“

„Nur dann, wenn ihr der Erde zu nahe kommt. Die Theile derselben, die sich immer in der gleichmäßigen Ent-

fernung von ihr halten, erfreuen sich des mildesten Klimas. Doch lassen Sie mich auch hier offen und natürlich sein. Daß und wie ich Sie liebe, habe ich Ihnen bewiesen, Ferdinand! — sollen wir aber ferner gut miteinander auskommen, müssen Sie meine schwachen Seiten schonen. Eifersucht, und selbst der entfernteste Gedanke, mich irgend wie lenken oder beherrschen zu wollen, würde geradezu ein Verhältniß trennen, das mir sehr lieb geworden ist. Aber Arabella la Romano wird stets den tiefsten Schmerz der Unterjochung durch einen Mann vorziehen.“

„Stolze Spanierin!“ entgegnete Weller, den das Geständniß der schönen Zauberin weicher gestimmt — „habe ich denn auch nur einen Versuch dazu gemacht. Nur meine Liebe zu Ihnen, riß mich fort! — meine Liebe zu Ihnen, die, ich weiß es wohl, ein Verbrechen ist, und die ich dennoch nicht aufgeben kann.“

„Sehen Sie!“ — rief hier heftig Arabella — „was mich zu dem Ausspruche, der Sie gekränkt, verleitete? — Wird ein wahrhaft großer Geist das geniale Verhältniß, in dem wir leben, den Aufschwung, den Ihre Seele genommen, indem sie sich kräftig über die alberne Herkömmlichkeit erhob, — ein Ver-

brechen nennen? — Ist es ein Verbrechen, mich zu lieben?“ — fuhr sie fort, und das Mann-Weib trat in ihr zurück, und sie zog sanft den leis' Wiederstrebenden zu sich nieder, und barg sein glühendes Haupt an ihren schönen Busen — „Ist es ein Verbrechen, wenn für einander geschaffene Wesen den Bund schließen, der ihnen von der Natur, durch jene Harmonie in Körper und Seele, zu schließen angewiesen ist? — Gewiß und wahrhaftig nicht! — Nur die Unvernunft des Menschen konnte diese schöne Einrichtung der Natur zerstören und ein unnatürliches Gesetz an dessen Stelle schaffen. Mögen sich die Beschränkten in ihrer Beschränktheit gefallen; unser Geist hat, — Gott sei Dank! — die Fesseln zerbrochen.“

Ferdinand antwortete nichts; er hatte Welt, Weib, Kränkung, sich selbst vergessen — denn! — er war glücklich.

Den andern Morgen zu guter Stunde fuhr eine Droschke vor. Der Wagen, die drei nebeneinandergespannten Pferde, Kutscher und Diener — kurz Alles verrieth wenigstens einen Knees. *) Und doch war es, der Meldung nach, niemand anders als Heylig.

*) Knees, Knäs, ist ein russischer Großer.

Ferdinand hatte sich schon mit Sonnenaufgang entfernt; Arabella blieb daher allein das Glück seines Besuches. Sie empfing ihn in einem äußerst eleganten und geschmackvollen Negligée, welches durch den, auf die Weise deutscher Studenten umgeschlagenen Hemdenfragen, jenen Charakter der Freiheit trug, welche die Emancipirte so gern auch in ihrer äußeren Erscheinung beurfundete.

Als Heylig eintrat, konnte die Spanierin kaum das Lachen verbeißen. Zwar war der Aufenthalt in St. Petersburg nicht im Stande gewesen, den Pariser Schneider bei Heylig in Ugnade zu bringen; da er sich dort hatte sagen lassen, die Mode der Hauptstadt Frankreichs sei auch die Göttin der feinen russischen Welt; dafür unnachtete aber — damit er doch einen augenscheinlichen Beweis seiner Reise mit sich herumtrage — ein dichter Bart, Kinn, Oberlippe und die beiden Seiten der Backen. Er unnachtete sie! — denn er war schwarz. — (Natürlich gefärbt;) was den großen Vortheil mit sich führte, daß Heylig auch das Haupthaar färben lassen mußte, wodurch die Prediger in der Wüste — die grauen Haare — gänzlich verjüngt wurden. Aber die neue Finsterniß rings um das pockennarbige, noch durch Nervenzucken um die grünen Augen entstellte,

Gesicht, machte einen um so drastisch-komischeren Eindruck, als der schwarzen Haarfülle — die Runzeln der Stirne, den weinrothen Wangen, der zahnlose Mund, dem ganzen Ausdruck des Alters — eine geckenhaft-süße Miene entgegenstanden.

Arabella verbarg die Lachlust unter dem Anscheine der Artigkeit, und hieß Seylig, nachdem die ersten Complimente gewechselt, niedersitzen.

„Sie kommen unzweifelhaft von einer Reise nach dem prächtigen St. Petersburg zurück?“ — begann sie sofort! — „denn wenn ich mich nicht täusche, hatten Sie, als wir uns in Otten sen kennen lernten, den Vorsatz, wenige Tage darauf nach Rußland zur See zu gehen.“

„Ja wohl, belle cruelle!“ -- seufzte der Neukusse, der leider! von der Sprache der jetzt so heiß verehrten russischen Nation keinen Begriff hatte, und daher (um doch zu zeigen daß er mehr als ein ordinaire Deutscher sei,) immer mit französischen Worten um sich warf. — „Ich komme von dem magnifiques Petersburg! der Stadt aller Städte! dem Paradies der Menschheit zurück. Ich gehöre zu den Glücklichen die es gesehen! — und — Sie, meine zauberhafte Spröde, haben es zu bereuen, daß Sie nicht auf den Vorschlag eingingen, den ich Ihnen zu Otten sen machte: mich dahin zu begleiten.“

„Ich sagte Ihnen ja schon damals, daß auch ich sehr gern die schöne Stadt der Czaaren kennen gelernt — meine Reise dahin gerichtet hätte; wenn mich nicht wichtige Geschäfte abgehalten. Sie haben sich gestern wohl überzeugt, daß ich nur Wahrheit gesprochen.“

„O mon petit ange! so haben Sie mich unter der Masse sogleich entdeckt!“ — rief entzückt der alte Suitier. — „Haben Sie auch gesehen, wie wüthig ich Ihnen applaudirte? — Ich war weg! rein weg! von dem Donner Ihrer Stimme, der sich bald in das Säuseln italienischer Frühlingklüfte, bald in das Brausen terribler Stürme verlor.“

„Der Donner meiner Stimme?“ — frug ironisch lächelnd Arabella.

„Oui Madame!“

„Und wie sagte Ihnen der Inhalt der Rede zu, was halten sie von den darin aufgestellten Principien?“

„Was Inhalt? Was Principien? — Sie waren es, Ihre göttliche Persönlichkeit, die mich fesselte, hinriß, in Anspruch nahm. Wie können da Sie — eine Spanierin! — denken, ich besaße mich in Ihrer Gegenwart mit Principien? — Ich kann überhaupt keine Principien leiden — es ist alles leeres Gewäsch, Dummheit! — reich sein! das ist das einzig richtige Princip, und das hab' ich.“

„Sie haben nicht so unrecht. Unangenehm ist es gewiß, wenn man sich dazu bekennt!“ — entgegnete die Dame.

„Es hängt nur von Ihnen ab, sich diesen Vortheil zu verschaffen!“ — platzte Heylig heraus und rückte Arabella näher.

„Was gefiel Ihnen in Petersburg besonders?“ — unterbrach ihn in stolzem Tone Donna la Romano, in gleichem Maaße von ihm wegrückend.

„Ja, das ist schwer zu sagen;“ — meinte Heylig, die Bewegung seiner Nachbarin als eine feine Coquetterie betrachtend — „der Marmorpallast, die Statue Peter des Großen, die Isaakskirche, die dreißig Millionen Rubel kosten soll, die Börse, der Kaufhof, die Theater, ganz besonders die Gasthäuser — und vor allem dieser Speisezettel — er zog bei diesen Worten einen riesengroßen Bogen aus der Tasche und entfaltete ihn — dieser Speisezettel, wie — *je vous en jure!* — weder London noch Paris einen aufzuweisen hat. Als die größte Merkwürdigkeit führe ich ihn immer bei mir, und lese ihn manchmal durch, um mich an meinen göttlichen Aufenthalt in Petersburg zu erinnern. Sehn Sie nur, er ist von **Boitel**, *premier restaurateur de la cour*

imperiale! — Zählt drei Hundert Gerichte.
Und was für welche:

Champignon sauté à la Bordellaise.

Truffes à l'espagnol.

He! was sagen Sie? à l'espagnol, ich denke
immer dabei an Sie.

Truffes a l'italienne.

Tête de veau au naturel.

„ en tortue.

Fraise de veau au naturel.

und so weiter!

Canard aux petites pois.

„ aux olives.

und so weiter!

Aileron de dinde glacé!

„ à la Chicorée.

und so weiter!

Horly de poulets.

Pigeon à la crapaudine.

Patée de foie gras aux truffes.

Caneton, Faisan, Perdreau, Becasses.

Grives, Cailles, Moviettes roties.

und so weiter!

Pâtisseries, Legumes, Crèmes, Desserts

und so weiter!“

Arabella seufzte hier tief auf.

„Was fehlt Ihnen?“ — rief Heylig ängstlich, der schönen Spanierin wieder nachrückend.

„Ich möchte mich erschießen!“ — entgegnete Donna la Romano spöttelnd und abermals retirirend, — „daß ich Ihrem Rathe nicht folgte.“

„Nicht wahr?!“ — rief der Neurusse — „aber warten Sie das Beste kommt noch:“

„Bayonner Schinken!

Straßburger Gänseleber-Pastete!

Gefüllte Zungen von Trois!

Kapaunen von la flèche!

Rothkehlchen von Mez — —“

„Und das Alles in Petersburg? — Wunderbar!“

„In Petersburg!“ — bestätigte Heylig.

„Und die Academie der Wissenschaften mit den großen wissenschaftlichen Sammlungen! — die Bibliothek, das asiatische Museum?“ — frug Arabella.

„Dafür war meine Zeit zu kurz!“ — erwiederte Heylig, sich den gefärbten Bart streichend.

„Und die Kirchen? das Findelhaus? das Land- und See-Hospital!“ — fuhr die Donna fast erstarrt fort.

„Was Hospitäler!?“ rief Heylig entsetzt — „Ich denke Sie spaßen? — Ich werde doch nicht so

wahnsinnig sein sollen, meine Gesundheit! — mein Leben zu riskiren!“

„Nein! nein! Sie haben recht!“ — rief Arabella von Verachtung durchdrungen — „um Gotteswillen. Ihr edles Leben. Ich vergaß, daß Sie mit ihm Alles verlieren würden.“

„Versteht sich!“ — entgegnete Heylig. — „Wer reich ist, weiß das Leben zu schätzen. Daß es einem armen Schlucker, einem Lumpen leicht wird, sein elendes Dasein in die Schanze zu schlagen, ist begreiflich; aber ein reicher Mann, ein Mann wie ich, dem alle Lebensgenüsse zu Gebote stehen, der müßte ja toll sein, wenn er nicht mit Aengstlichkeit an demselben hinge.“

„Aber es gibt ja doch so viele, mitunter recht reiche Leute, die noch immer mit Begeisterung bereit sind, ihr Leben für die Ehre, für das Wohl ihrer Mitmenschen, für eine große Idee — hinzugeben...“

„Das sind Charlatane, wenn sie arm sind — Narren und Schwärmer, wenn sie Vermögen haben!“ — rief der Erkaufmann entschieden.

„Sie haben eine bewundernswürdige Philosophie!“ — entgegnete die Schöne; — „wenn alle Menschen wie Sie dächten, würde es mit der Welt übel stehen. Wer würde alsdann z. B. Arzt werden wollen?“

„Dafür ist die Welt gut eingerichtet und nicht jeder reich.“

„Die Basis Ihrer Lehre ist also?“ — frug die Spanierin.

„Basis? — Basis? Weiß nicht was Sie damit sagen wollen!“

„Die Grundsätze Ihrer Lehre, meine ich.“

„Sind die einfachsten und natürlichsten: reich werden und genießen.“

„Und für das andere Leben?“

„Schönste Donna! pourquoi cela?“ — rief hier ungeduldig He y lig. — „Sie haben ja nichts wie Todesgedanken im Kopfe. Lassen Sie uns doch von etwas Anderem sprechen; ich denke nicht gerne an den leidigen Tod. — Es ist albern genug, daß auch die reichen Leute sterben müssen — darum — genug des Philosophirens! — Ich lebe gern heiter und sorgenlos und wenn Sie nicht so eigensinnig wären, so könnten Sie an meiner Seite ein gleiches Leben führen, und müßten dann nicht solche Reden öffentlich halten...“

„Sieh doch einmal an! Ich glaube gar, Sie denken, ich rede für Geld?“

„Nun versteht sich!“ — sagte gelassen der Bärtige — „und ich finde dies auch ganz recht. Jeder wuchert mit dem ihm verliehenen Pfund!“

„Und haben Sie denn gar nichts von dem Inhalte des Vortrages gehört?“ — frug Arabella, welche mit dem gleichen Staunen über die Einöden und Wüsten in des armseligen Menschen Innerem hinstrich, mit welchem ein Naturforscher die Steppen ferner Welttheile durchzieht.

„Etwas von der unsinnigen und unchristlichen Idee der Juden = Emancipation!“ — entgegnete H e y l i g.

„Unsinnig!“

„Ja. Lassen Sie sich aber darin nicht irre machen, mon ange, — durch was man reich wird, ist gleich, wenn man nur reich wird. Ich bin viel gereist, war in London, Paris, Rom und in dem göttlichen Petersburg! und habe überall gefunden, daß nichts besser bezahlt wird als der Unsinn.“

„Lassen Sie sich doch von der unwürdigen Idee abbringen,“ — sagte die Spanierin ungeduldig — „als spräche ich für Geld.“

„Silence, mon enfant! nur nicht stolz. Ich meine es ja gut mit Ihnen. Ich will Ihr Glück gründen.“

„Wirklich?“ — rief die Spanierin lachend, und rückte von Neuem dem sich immer näher drängenden Becken aus dem Wege — „Ich bin begierig zu hören.“

„Allons donc!“ — sagte Jener mit süß = lächelnder Miene, indem er seiner reizenden Nachbarin mit Unverschämtheit in das Gesicht sah, und nach ihrer Hand griff. — „Gehen sie auf den Vorschlag ein, welchen ich Ihnen zu Otten sen machte!“

„Sie nach Petersburg zu begleiten? — Sie waren ja erst da! — Können Sie den unsterblichen **Boitel** und seinen Küchenzettel denn gar nicht vergessen?“

„Wo denken Sie hin, ich war vierzehn Tage in Petersburg und das ist lang genug, um sagen zu können, ich war dort. Nein! — Verstehen sie mich nur recht. Sie sollen meine Begleiterin für's Leben werden, und ich will Sie mit Glücksgütern überschütten.“

„Wie?“ — rief hier Donna la Romano sich verstellend: — „Sie wollen mich heirathen?“

„Heirathen!“ — sagte Heylig und sein pochennarbiges Gesicht zerriß das widerliche Nervenzucken. — „Heirathen gerade nicht; denn ich habe schon eine Frau! **Mais, mon dieu!** Sie sind ja ein sogenannter großer Geist, so verstehn Sie mich doch. Die Frau bleibt zu Haus; Sie reisen mit mir; ich gebe Sie für meine Frau aus und sorge dafür für Ihre Zukunft.“

„Und wer sagt denn, daß ich Sie liebe?“

„Lieben? — Liebe ist dazu nicht nöthig. Bedenken Sie den Vortheil . . .“

Aber hier hatte das Maas der Frechheit in Arabella's Augen den höchsten Grad erreicht. Ihre Züge wurden plötzlich so ernst und finster, ihre Augen sprühten solche Zornesgluthen, ihr Körper hob sich so stolz und gebieterisch, daß Heylig in der That erschrad und merklich zurückprallte.

„Sie sind ein jammervoller Mensch!“ — sagte sie dann mit fester und tiefer Stimme. — „Wären Sie ein Ehrenmann, ich würde Sie herausfordern; aber das Blut eines Menschen, wie Sie, vermag eben so wenig einen Flecken der Ehre zu tilgen, als das Geschwätz eines Becken beleidigen kann.“

Heylig lachte bei diesen Worten frech auf. — „Sie spielen trefflich Comödie!“ — rief er — „*Mais laissons là les cérémonies!* — Was soll die Verstellung. Sie leben mit dem überspannten, windbeutligen Wellen, der nichts hat als Weib, Kind und Schulden und stellen sich bei mir, der ich reich, sehr reich bin, wie eine Priesterin *Vesta's!*“

„Mein Herr!“ — entgegnete ernst Donna Arabella, — „glauben Sie mir, daß ich, als Sie bei mir eintraten, recht gut wußte, wohin ihr Besuch zielte. Ich hätte Sie abweisen können; aber ich that es aus

mehreren Gründen nicht. Erstens, weil ich begierig war, eine so ganz feichte, gottverlassene Seele kennen zu lernen, wie die Ihre ist. Zweitens, um über Ihre Albernheiten zu lachen und drittens, um Ihnen zu sagen, was Sie eigentlich von mir zu halten haben."

Arabella hielt hier für einen Augenblick inne, hoffend einen Zornesfunken aus Heylig's Innerem schlagen zu sehen. Da aber das Mode = Journal sich mit übereinander geschlagenen Armen und Beinen auf den Divan hinstreckte, und mit einer namenlosen Gelassenheit und Frechheit sie anlachte, riß ihr die Geduld und zornflammend fuhr sie fort:

„Sie haben mich um eine Stufe des Wissens weiter gebracht. Ich kannte bereits manche, leider viele! dürre, kraftlose Gemüther, die nur dem materiellen Drange folgend, fast keines Aufschwunges fähig waren — eine so arme, wüste Seele, wie die Ihre, fand ich, Gott sei Dank, bis jetzt noch nicht. Ich habe über Ihre Albernheit gelacht! — So wahr ein Gott lebt! — ich möchte sie Sie jetzt beweinen."

„*Je vous en prie!* geniren Sie sich nicht" — rief hier Heylig — „weinen Sie immer zu. Sind Sie doch so schön im Zorn, warum sollen Sie es nicht weinend sein? — Ich habe noch keine so vorzügliche Schauspielerin gesehen. Haben Sie das von

dem saubren Wellen? der ist so ein halber Co-
mödiant."

Arabella ließ den Schwäger enden, dann fuhr
sie ruhiger, aber gleich fest und entschieden fort:

„Ich bin mir — wohlverstanden: mir und nicht
Ihnen — noch eine Rechtfertigung schuldig, die
nun freilich Ihr Geistchen nicht fassen kann. Ich
läugne es weder vor Ihnen, noch vor der Welt, daß
ich Wellen liebe; denn ich hasse jede Unwahrheit.
Ferdinand hat einen dummen Streich gemacht,
als er heirathete. Sein Weib mag gut sein, für ihn
geschaffen ist sie nicht; indem sein Geist wenigstens
kräftig aufwärts strebt. Er bedurfte einer
gleichgestimmten Seele, er fand sie in mir — und so
schlossen wir den schönen Bund der Natur, der, wenn
auch von Ihresgleichen mißdeutet und entwürdigt, in
den Augen Gottes und aller Aufgeklärten heiliger
und vernünftiger ist, als Eure Versorgungsan-
stalt: Ehe genannt."

„Bravo! Bravo!“ — rief Heylig. — „Eine
zweite Rachel! so wahr ich lebe eine zweite Rachel!
Aber, mein liebes Kind — die Ehe so wie diese —
diese — wie nennt man philosophisch diesen heiligen
Naturbund? — nun also die Ehe und dieser
Naturbund bedürfen als Grundlage der Existenz

Mittel. Wellen hat keine. Ich weiß, daß das Restchen seines Vermögens kaum hinreicht, seine Familie zu ernähren, seine hochmüthigen Aeltern werden ehestens ebenfalls mit dem Ihrigen fertig sein und Ferdinand macht in aller Genialität Schulden auf Schulden. Mir liegt nun natürlich nichts an dem Taugenichts; aber Sie, Täubchen! Sie werden sich ins Elend stürzen, während ich Sie in Gold würde fassen lassen.“

„Meinen Sie?“ — frug mit einer wahrhaft königlichen Grandezza die Spanierin. — „So muß ich dem Schwachen denn zeigen, was den Schwachen allein imponirt.“

Mit diesen Worten ging sie nach einem Kauniz, öffnete denselben, ergriff eine prachtvolle Briefftasche, nahm eine Hand voll Papiere heraus, streute sie auf einen Tisch und sagte:

„Nun, Herr Erkaufmann, belieben Sie zu sehen. Was sind dies?“

Heylig blinzelte die Papiere an, fuhr aber blaß vor Staunen zurück, eine grenzenlose Verwirrung malte sich in seinem Gesichte, und gab demselben einen noch jämmerlicheren Ausdruck.

„Nun?!“ — herrschte die stolze Frau — „was sind dies?“

„Creditbriefe! Creditbriefe!“ — stotterte Heylig — „Ich bitte sehr um Vergebung! je suis confus... — aber wer konnte auch wissen...“

„Freilich ist es meine Art nicht, Jedem gleich zu sagen: ich bin reich, sehr reich; ich habe auf Hamburg, London und Edinburg für diese Reise zehntausend Pfund Sterling im Portefeuille. Wollen Sie diesen Paß lesen?“ ...

„Gnädige Frau?“ — stammelte der Vernichtete mit einem tiefen Bückling.

„Lesen Sie!“ — herrschte ihm die Spanierin entgegen.

Heylig gehorchte mit Zittern. Kaum aber hatte er in den Paß geschaut, als ihm der kalte Schweiß auf die Stirne trat und seine Kniee zu wanken anfangen.

„Jammermensch!“ — rief, als sie dies sah, Arabella mit einem Blick der tiefsten Verachtung. — „Geist, Größe, Genialität, Ideale kennst Du nicht, sie machen keinen Eindruck auf Dich, Du verachtest sie, trittst sie in den Staub; aber Geld! mehr Geld als Du hast — und der Titel: Donna Arabella, Marquise de la Romano vernichten Dich. — Geh! und danke es meiner Großmuth, daß ich Dich nicht durch meine Diener hinauswerfen lasse; denn — zu der Genugthuung, die jeder Andere mir geben müßte, bist Du zu elend!“

Hiemit wandte Arabella Heylig den Rücken, und dieser eilte unter Bücklingen nach dem Ausgange; war aber so verwirrt, daß er erst an zwei falschen Thüren hinaus wollte, bis er, in Angstschweiß gebadet, die rechte fand. Halb todt sank er in seine russische Droschke, und stöhnte nur noch, indem er wie das Thier, mit dem ihn gestern erst Arabella verglichen, die Zähne fletschte:

„Warte Wellen, Du sollst mir für diese Schmach büßen.“ —

Der Congreß der Emancipations = Männer ging unterdessen seinen vorgezeichneten Gang und mit ihm hielten die Sitzungen des Damen = Vereines für Frauen = Emancipation gleichen Schritt. Arabella und Ferdinand waren dadurch vollauf beschäftigt; denn Letzterer war sogleich auf der Spanierin Ersuchen in beiden Verbindungen aufgenommen worden.

Ferdinand bewegte sich in diesen Sphären wie der Fisch im Wasser. Es war dies Treiben und Leben, Reden hören, sich versammeln, dieses allerdings oft geistreiche, eben so oft aber auch nichts =

sagende Phrasenmachen, dies Wichtigthun für das Wohl der Menschheit — so recht sein Element. — Indessen ging es ihm, wie den Meisten dabei: sie hatten den besten Willen, sie wünschten alle die philanthropischen Ideen, die sie beseelten, ausgeführt zu sehen — aber das war denn auch Alles. Ihre Thatkraft verpuffte in langen Vorträgen, sie gefielen sich in dem Gedanken, so Großes und Edles zu wollen, und schauten entzückt in die bunte Seifenblase ihrer Wünsche, in der sich immer das eigene Bild am schönsten spiegelte. Wenige nur setzten, wie Donna Arabella, ihre Zeit, ihr Vermögen — ja ihr Leben an die Erreichung des einmal gesteckten Zieles.

Ferdinand wurde noch besonders durch den Eifer seiner Freundin im Schwunge erhalten, und gelangte so ebenfalls bald zu dem Rufe eines Hauptmissionärs. Für ihn hätte denn auch in der That kein passenderes Leben gefunden werden können; ein Leben, das mit allen Annehmlichkeiten, allen nur erdenklichen sinnlichen Genüssen, auch noch so viele geistige Reize verband. Vergessen waren Eltern, Freunde, Gattin, Pflichten, Vermögenszustand, Vergangenheit und Zukunft, und nichts erfüllte ihn als die Lust des gegenwärtigen genialen Lebens.

Mit der ihm eigenen Leichtigkeit und Gewandt-

heit schloß er sich namentlich an die jungen, reichen und vornehmen Schottländer an; sich als ihres Gleichen betrachtend; denn, sagte er oft zu sich: das Genie steht selbst über Königen. Da er in der That fein gebildet und geistreich war, auch alles mitmachte, was jene unternahmen, außerdem aber auch als Arabella's Kavalier und — wie gesagt für eine Hauptstütze des Vereines galt — so näherten sich ihm wiederum die angesehensten Leute, und rechneten es sich für eine Ehre ihn zum Freunde zu haben. Wie sehr dies Ferdinand schmeichelte, läßt sich leicht denken und er unterließ nun nichts, um diese günstige Stimmung für ihn zu erhalten. Er lebte gleich einem Lord, machte alle Vergnügungen mit, bereitete seiner Donna die geschmackvollsten und prächtigsten Feste, erschien bei allen Jagden, Fahrten, Ritten, **Diners** und **Meetings** streng nach der Mode, und zeigte überhaupt, eine wahrhaft fürstliche Freigiebigkeit.

Natürlicherweise reichte hierfür das wenige Geld nicht aus, welches er sich mit auf die Reise genommen. Von Hamburg mochte er keines beziehen, weil er recht gut wußte, daß seine arme Frau selbst kaum mit dem zurückgelassenen Reste seines Vermögens anständig leben könne; — so entschloß er sich denn zu thun, was man so auf deutschen Universitäten:

„Pumpen“ nennt. „Pumpen aber ist gleichbedeutend mit „Geldentlehnung“ und dieses synonyme mit dem profanen: „Schulden machen.“

Ferdinand faßte diesen Entschluß mit einer großen Seelenruhe, ja mit einem Anfluge von Freude und Selbstgefühl; denn Schulden muß jedes Genie haben, dachte er bei sich, und außerdem bekomme ich dann wieder eine Aehnlichkeit mit den großen Herrn mehr. Arabellen hielt er diesen neuen Beleg seiner Genialität vor der Hand noch geheim, da er vor allen Dingen in ihren Augen glänzen wollte. Wie er denn überhaupt, als das Anleihen contrahirt war, nicht mehr an dasselbe dachte, und von dem Strome dieses vielseitig bewegten Lebens erfaßt, sich demselben mit Leidenschaft hingab.

Unterdessen ging nach gerade der Congreß zu Ende, ohne daß etwas Besonderes aus all den vielen Sitzungen, Reden und Meetings hervorgegangen wäre. Man hatte Vorschläge der verschiedensten Art gemacht, nach welchen den Juden ein ähnlicher Rechtszustand wie in Holland errungen und gesichert werden konnte, — Vorschläge, die mitunter sehr praktisch und vernünftig waren; — man hatte Petitionen eingereicht — aber, für Deutschland zumal, — blieb eben noch das Meiste zu thun übrig, da hier alles

von den Regierungen abhing. Vorerst sollten dorten ähnliche Vereine gebildet werden, wie die zu Edinburgh, London, Paris u. s. w., und Donna Arabella hatte sich anheischig gemacht, die Stiftung derselben mit Wollen zu bewerkstelligen. Von diesen Vereinen sollten dann die weitem Schritte überlegt und ausgeführt, von der Gesammtheit aus aber unterstützt werden.

Mit diesen Hoffnungen bereichert, fingen denn auch nach und nach die Fremden an, sich zur Abreise anzuschicken, und selbst Arabella bereitete sich darauf vor, als sie von Ferdinand mit der Bitte bestürmt wurde, doch noch, ehe sie zusammen Schottland verließen, mit ihm einen Ausflug nach den weltberühmten Hochlanden zu machen. Arabella, die dieselbe ebenfalls noch nicht gesehen, und ohnedem eine große Freundin von Naturschönheiten war, willigte gern ein; umsomehr als sie von zwei der Damen, welche als besonders eifrige Mitglieder des „Frauen-Emancipations-Vereins“ galten und auf ihren Besitzthümern in Mitten jener herrlichen Gegenden lebten, schon früher freundlich dazu eingeladen worden war.

Arabella und Ferdinand machten sich somit, unter Zurücklassung Cortego's, dem die Auf-

sicht über das Hauswesen unterdessen übertragen wurde, auf den Weg. Zu ihrem Ziele hatten sie vorerst den größten und schönsten der Seen Schottlands, den **Loch Lomond**, bestimmt, an dessen romantischen Ufern die Schlösser der beiden emancipirten Damen lagen.

Donna la Romano war äußerst begierig, diese Freundinnen in dem Kreise ihrer Familien beobachten zu können und ihre Lehre auch im Praktischen triumphiren zu sehen, und nur die Natur in ihrer unvergleichlichen, ewig jungen Pracht, vermochte, bis zu dem Eintreffen auf ihren Schlössern **Inchdavanan-Castle** und **Lenox Schire-Castle**, ihre Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen.

Mit der plötzlich aufgehenden Aussicht auf den vier und zwanzig Meilen langen und von einer bis sieben Meilen breiten See, trat ihnen ein imposantes Bild der Hochlande entgegen.

Ueber zwanzig Inseln mit ihren malerischen Baumgruppen, ihrem frischen Laubwerke, ihren reizenden Anlagen, schwammen wie große, blühende Wasserpflanzen auf der Spiegelfläche des Sees, dessen Einfahrt sich romantisch öffnete. Hier lagen zu beiden Seiten die schönen in gothischem Geschmack erbauten Schlösser **Tillichewn-Castle** und **Ba-**

turric = Castle, deren Hintergrund dichte Waldungen bildeten. Dort dehnte sich ein weites Wiesenthal, aus dessen fettem, üppigen Grase tausende von Blumen ihre bunten Kelche hoben. Ueber das niedere Buschwerk, welches den Rasen auf der einen Seite begrenzte, ragten die grauen Stämme uralter Bäume, die ihre Wipfel in dem jetzt reinen Blau des Himmels wiegten. Ueber den Boden tief in hellen Streifen das Sonnengold, und Schmetterlinge flogen bald dem Lichte, bald dem Schatten zu. An der anderen Seite der Wiese zog sich der Wald, wie eine hohe, undurchdringliche, grüne Mauer hin, und seinen Saum schmückten leichtblättrige Birken. Hier und da öffnete sich die grüne Wand und zeigte in zaubrischer Nacht verborgene Pfade, aus welchen Hirsche und Rehe mit stolzem Schritte hervortraten. Mitten aus dem Wasser ragten dann wieder ungeheure Felsenblöcke, nur mit Tannen und niedrigem Gebüsch bewachsen und von einer Anzahl von Schwimmvögeln bewohnt. Aber je weiter die Reisenden dem See hinauffuhren, desto mehr nahm die Natur den rauhen und wildromantischen Charakter der Hochländer an. Kahle und nackte Berge streckten ihre seltsam geformten Häupter hoch in den Aether. In den mannichfaltigsten Gestalten und Richtungen schienen sie bald

Thürme oder Pyramiden, bald hohe Burgen oder verfallenes Gemäuer zu bilden. Mit scharfen Rissen sprangen tiefe Schluchten und Klüfte dazwischen ab, und auf den Bergeshöhen zogen in melancholischem Einerlei raube Haiden von Disteln und schwarzbraunem Moose hin, durch die sich hie und da ein kleiner Bach drängte, der dann wild dahinschäumend von Felsen zu Felsen fiel, — und von Ferne gesehen, wie ein schimmernder Silberstreif in den See herabschoß. Den fernsten Hintergrund bildete aber der hohe Berg Lomond; der jäh am See aufsteigend, sein Haupt in ewige Nebel birgt. Keine Dörfer und Städte, keine Landhäuser und zierlichen Palläste schmückten die Ufer, nur hie und da blickten einzelne Wirthshäuser oder finstere alte Schlösser von dem unfreundlichen Gestade. Selbst das Wasser des Sees wurde dunkeler und schwärzlicher und trug den Ausdruck und das Gepräge der ganzen Landschaft.

Ferdinand und Arabella fühlten sich Beide von dem Ernst und der Größe dieser himmelanstrebenden Natur tief ergriffen, und nie war der schönen Spanierin der junge Deutsche liebenswürdiger erschienen, als eben jetzt, da er in dem kleinen, von zwei kräftigen Bergschotten geführten Nachen zu ihren Füßen saß, und ihr von dem unsterblichen Barden,

von Ossian dem begeisterten Sänger dieser Welt erzählte.

Arabella lauschte mit wahrer Andacht seinen Worten, da sie zwar Ossian's Namen, nicht aber seine Gefange kannte. Ja sie bat Weller, ihr einige Proben dieser duseren, wilden und doch wieder zarten Dichtungen vorzutragen. Ferdinand war in Verzweiflung, keine Stelle im Gedächtniß, noch eine Ausgabe Ossian's bei sich zu haben. Als dies der ältere der Schiffer bemerkte: frug er lächelnd ob es der schönen Lady vielleicht recht sei, wenn er und sein Kamerad ihr eine Stelle aus den Dichtungen ihres Landsmannes vortrugen. Arabella nahm das Anerbieten mit vielem Dank und um so lieber an, als diese Art der Recitirung noch origineller war.

Die Schiffer legten ihre Ruder aus den Händen, schlugen ihre nationellen Plaids zurück, ließen den Kahn leise über die schwärzliche Fluth hintreiben und sprachen wechselweise wie folgt:

Bivela.

„Mein Liebster ist des Hochlands Sohn. Er verfolgt den flüchtigen Hirsch. Die grauen Hunde umfeuchen ihn. Im Wind ertönt seine Bogenschnur. Ruhst Du am Felsenborn? Oder beim Rauschen des Bergstromes? Des Baches Rohr es schwankt im

Wind, der Rebel huscht über die Berge. So kann ich ungesehn ihm nah, und ihn betrachten von Fels herab. Schlank kehrt er von der Jagd zurück, der Schönste aller Gesellen.“

Schilrik.

Wesß war der Ton, den ich vernahm; der Ton, wie Sommerwind? Nicht sitz' ich bei dem schwankenden Rohr, noch nah' dem Felsenborn. Binvela, höre! ich ziehe weg, zu Fingals Kriegern weg. Nicht folgen mir die Hunde nach, nicht betret ich mehr das Gebirg; sehe nicht mehr Dich von oben herab, still wandelnd am Strome des Thals, hell glänzend, wie der Bogen der Luft, und auf westlicher Woge der Mond.“

Binvela.

„So willst Du denn fort, mein Schilrik! läßt mich allein auf ödem Gebirge! Der Hirsch erscheint auf der Höh', und graset furchtlos umher. Schreckt ihn doch nicht mehr der Wind, und nicht das rasselnde Laub. Der Jäger, er ist ja fern, fern im Gefilde der Gräber! Freunde! Söhne der Wogen! Ach! schont mir den lieblichen Schilrik!“

Schilrik.

„Sollt ich fallen in der Schlacht, erheb', o Binvela, hoch mein Grab! Graue Steine bezeichnen

mich und ein Hügel von Erde der Zukunft! Sitzt dann an dem Hügel einstens ein Jäger, genießend sein Mittagmahl, so spricht er: „Hier ruht ein Held!“ und belebt meines Namens Ruhm. Auch Du, Binvela, gedenke mein, wenn ich ruhe tief in der Gruft.

Binvela.

„Ja, ich gedenke Dein! — Ach! — Fallen wird mein Schilrif! was fang ich, Geliebter, dann an, wenn Du auf ewig dahin bist? — Um Mittag irr' ich durch dieses Gebirg; durchirre die stumme Haide. Da betracht' ich Deinen Ruheplatz; wann von der Jagd Du kamst. Ach! Fallen wird mein Schilrif! Ich aber gedenke sein!“ — —

Schilrif.

„Wohl sitz' ich nach vollendetem Kriegszuge an moosigem Quell, hoch auf dem Berge des Sturmes. Ein einzelner Baum rauscht über mir. Die Haide entlang rollen dunkle Wogen. Empört tobt unten der See. Der Hirsch steigt nieder vom Berge. Kein Jäger zeigt sich von fern; und Alles ist still ringsumher. Heim bin ich gekehrt aus dem Kampfe und einsam trau'r ich nun hier. Möchtest doch Du mir erscheinen, o Liebe! wallend über das Haidekraut. Mit Locken flatternd im Winde, mit dem lieblich schwellenden Busen, mit Augen voll Zähren für die Deinen, welche

barg der Nebel des Hügels. Ich würde Dich trösten, Du Liebe, Dich führen zum Hause des Vaters. — Aber ist sie es nicht? die dort auf der Haid' erscheint, wie ein Strahl des Lichtes? — Glänzend, wie herbstlich der Mond, und wie im Sommersturme die Sonne. Kommst Du, o Mädchen, über Felsen und Berge zu mir? — Sie redet! — Aber nur schwach ist ihr Laut! Wie das Lüftchen im Schilf der See.“ —

Binvela's Geist.

„Kommst Du glücklich vom Kriege zurück? Wo, Liebster, sind Deine Gefellen? Ich hörte von Deinem Tod im Gebirg; ich hört' es, und trauert um Dich, mein Schilrif.“

Schilrif

„Ja, Holde, wohl komm' ich zurück; doch der einzige meines Geschlechtes. Nie wirst Du sie wiedererspähnen; ich begrub sie dort auf der Aue. Doch warum bist Du in der Bergwüstenei? — Warum auf der Haide allein?“

Binvela's Geist.

„Allein bin ich, o Schilrif, allein in der Winterbehauung! Ich starb aus Gram um Dich, Schilrif, und liege nun bleich in der Gruft.“

Schilrif.

„Sie gleitet, sie schwebet von hinnen, wie Nebel=

gewölk vor dem Winde. Und willst Du nicht harren, Binvela? o harre, mich weinen zu sehn! Wie herrlich erscheinst Du, Binvela! Im Leben auch warst Du so schön.“ —

„So will ich denn sitzen an moosiger Quelle, hoch auf dem Berge des Sturms. Wann Alles schweiget umher, dann rede mit mir, o Binvela! Komm auf dem leichtbeflügelten West, auf dem leisen Lüftchen der Wüste! Laß hören mich Deinen Laut, wann vorüber Du schwebst, vorüber der schweigenden Welt.“ — —

Die Schiffer schwiegen; aber der Wind, der mit geisterartigem Geflüster durch die Weidenbäume des nahen Ufers säufelte, oder mit schrillen Tönen durch die Felsen und Klüfte pffiff, schien die Klagen des armen Liebenden leise fortzusetzen, die Seufzer Binvela's zu den langsam Dahinschiffenden zu tragen.

Arabella war tief ergriffen. Sie gestand es laut. Und wie hätte das Gedicht auch nicht einen solchen Eindruck auf sie machen sollen, mitten in dieser elegischen Welt. Natürlich, ja mit Gefühl, von zwei jener Bergschotten gesprochen, deren Aeußeres schon um Jahrhunderte zurückversetzte und die für den ächten Typus jener kräftigen Nation gelten konnten, deren Heldenthaten der blinde Dichter so wundervoll besang.

„Ja!“ — rief Ferdinand — „wenn je ein Dichter den Charakter seines Volkes, die Natur, in der es lebte, und die Sitten und Lebensweise desselben trefflich besang, so ist es Vater Ossian. Nehmen wir nur die eben angeführte kleine Stelle — es ist eine Episode aus einem größeren Gedichte: *Karrick-Thura* betitelt — und wir können alles das Genannte daraus entnehmen. Schirik ist Jäger. Aber der Ruf zum Kampfe geht ihm noch über diese Beschäftigung, ja! selbst über die Liebe. Ehre und Nachruhm ist sein höchstes Ideal; es zu erringen, scheidet er mit bangem Vorgefühl von der Geliebten. Und wie hold dieses sanfte Wesen, das aus Treue stirbt, und selbst in stiller Gruft vor Sehnsucht nicht ruhen kann. Ueber Alles aber legt sich leise, wie ein düsterer Schleier, die Melancholie, die eine Natur wie diese, neben erhabenem Ernste einflößen muß.“

„Betrachten Sie nur jene kahlen, moosigen Berge, die sonderbaren Felsen-Formationen, die sich wie Geister gespenstig im Nebel verlieren, den dunklen schweigenden See, mit seinen finsternen Inseln und gestehen Sie, theure Arabella, es däucht auch Ihnen, als ob Sie Geister umschwebten.“

„Einer glühenden Dichterphantasie kann es hier wohl nicht anders ergehen!“ — entgegnete die Spa-

nierin — „denn selbst ich fühle mich allerdings wunderbar angeregt.“

„In der That man muß seine Einbildungskraft hier zügeln!“ — rief Ferdinand erhitzt, — „damit sie mit dem Verstande nicht durchgeht. Gestehe ich Ihnen nur, daß, als wir vorhin den Schiffern aufmerksam zuhörten, ich ganz deutlich auf jenem runden, bemoosten Felsvorsprung Binvela's Gestalt erblickt.“

„Oder die einer Dirne, die Schafe hütet!“ — spöttelte Arabella.

„Nein, nein! es war eine schlanke, sehr zarte Gestalt, von weißen, wie es schien ungewöhnlich weiten Gewändern umflossen, ein karirter Plaid flatterte im Winde nach und auf dem Haupte trug sie eine Art Baret!

„Mein Gott!“ — lachte Donna Arabella — „seit wann sehen Sie Geister, ich möchte auch so glücklich“ aber das Wort erstarb ihr in dem Munde; denn urplötzlich erschallten zauberische Töne, und wallten in vollen Accorden zu ihnen herüber. Es schienen Harfenklänge, so sanft und voll, so andächtig bald, und bald so stürmisch flogen sie auf, so silberhell und glockenrein erklangen sie, und eine Stimme, wie die eines Engels, schien, von ihnen

getragen, aus der Tiefe des Sees, aus dem Schooß der Berge, aus den Lüften zu kommen. Die Stimme aber, die leise begonnen, schwoll an, wie ein Bergstrom, in voller Begeisterung und erstarb wieder, gleich dem letzten Hauche eines Scheidenden.

Ferdinand und Arabella schauten sich fragend an; als sie aber in demselben Augenblicke um jenen Felsenvorsprung bogen, und, dem Ufer ganz nahe, an einer kleinen Höhle, die tief in das Gestein hineinragte, vorüberfuhren, sahen sie Beide ganz deutlich die eben beschriebene Gestalt, eine goldene Harfe im Arm, in der Grotte sitzen. Ihr Antlitz war so bleich und durchsichtig, daß es fast die gleiche Farbe mit ihren Gewändern trug, und die Fülle ihrer blonden, langen Locken ließ es noch schwächtiger erscheinen als es ohnedem sein mochte.

Der Rachen war, von den Schiffern angetrieben, zu schnell an der kleinen Höhle vorübergeflogen, als daß Arabella oder Ferdinand die Züge der wunderbaren Erscheinung hätten erkennen können; sie fragten daher die Schiffer: wer die Dame gewesen sei, und Arabella staunte nicht wenig, als ihr der Bergschöten einer, den Namen derjenigen Dame nannte, die sie eben zu besuchen im Begriff standen.

Auch zeigte sich wirklich in ganz kleiner Entfernung das Schloß *Inchdavana Castle*, welches auf einer kleinen Felseninsel mit seinen Thürmchen, Basteien und gothischen Zierrathen schwarz und schaurig, gleich einem alten Zauberichlosse, aus Weiden und Tannen hervorragte.

Ferdinand's Seele fühlte sich von den Eindrücken, welche die Natur, die Erscheinung, das Schloß selbst, auf sie gemacht, beengt — und dennoch gefiel es ihm unendlich in dieser Welt *Ossian's*, die kaum von den dahinstürmenden Jahrhunderten berührt und verändert schien. Es war ein angenehmer Schauer, eine wollüstige Furcht, die ihn durchrieselte, als der Nachen zwischen den Weidengebüschen der Insel landete und sie nun das schwarzmaurige Schloß mit seiner finsternen, wilden Physiognomie, mit Schießscharten und aufgezogener Zugbrücke, anstarrte.

War *Arabella* auch weniger poetisch angeregt; so konnte sie doch die Neugierde nicht verbergen, mit welcher sie dem Besuche entgegenging und die sich hauptsächlich auf die Art und Weise richtete, in welcher die Schülerin ihre Lehren der Frauen = Rechte und des Frauen = Werthes angewandt.

Als Beide bis zu der aufgezogenen Zugbrücke gelangt, konnten sie nicht weiter, da sie ein tiefer Gra-

ben vom dem Schlosse trennte, an dessen Fenstern sich kein sterbliches Wesen sehen ließ. Sie warteten eine kleine Weile. Es kam Niemand. Ferdinand rief. Es hörte keine Seele, und seine in Scherz geäußerte Meinung: „Es komme ihm vor, als stehe er vor einem verzauberten Schlosse,“ schien so unrichtig nicht zu sein. Schon war er im Begriffe nach dem Ufer zurückzugehen, und sich bei den hier bekannten Schiffern Raths zu erholen, als er neben sich einen alten, abgedorrten Baumstamm gewahrte, an dem ein, an einer Metallkette befestigtes Kuhhorn hing. Wellen betrachtete es genauer und fand, daß es eine Art Hifthorn sei, wie sie die Bergbewohner schon in grauer Vorzeit auf Jagden und im Kriege gebraucht.

Er machte Arabella auf dasselbe aufmerksam, und frug was sie davon halte.

„Es kann hier wohl keinen andern Zweck haben“ — entgegnete die Spanierin — „als den eines Signalthornes.“

„Richtig!“ — rief Ferdinand — „ich entsinne mich, gelesen zu haben, daß sich die alten Lairds zur Zeit der Glauverfassung solcher Dinger als Anmelder an ihren Burgen bedient. Nun“ — setzte er lachend

hinzu — „bei uns heißt's ja doch einmal wie in Göthes Faust:

„In die Traum- und Zaubersphäre
Sind wir, scheint es, eingegangen.“

Ich will also fortfahren und zu dem Horne sagen:

„Führ uns gut und mach dir Ehre!
Daß wir vorwärts bald gelangen.“

Und mit diesen Worten setzte er es an und blies aus Leibeskräften hinein; taumelte aber entsetzt über den fürchterlichen Ton zurück, den er dem lieblichen Instrument entlockt, und der von hundert Echo nachgeäfft, das Brüllen einer ganzen Menagerie recht trefflich darstellte. Indessen der Zauber wirkte, und an dem Fenster, welches dem, durch die aufgezugene Zugbrücke geschlossenen Thore am nächsten lag, erschien ein häßliches, altes Weibergesicht. Nachdem die grauen Augen eine Zeitlang die Freundin gemustert, öffnete sich der zahnlose Mund, und eine schneidende, gellende Stimme rief:

„Wer naht sich In ch d a v a n a n = C a s t l e?“

„D o n n a A r a b e l l a l a R o m a n o!“ — entgegenete Wellen.

„Was will die Donna?“ — frug die Alte weiter — „auf In ch d a v a n a n = C a s t l e?“

„Ihre Freundin“ . . . Ferdinand sah Arabella fragend an, als bitte er um den Namen.

„Lady Macdonatheronbethduff,“ sagte Arabella.

„Ihrer Freundin, Lady Macdonatheronbethduff, einen Besuch erstatten,“

„Die hochedle Lady ist zwar für den Augenblick nicht gegenwärtig“, — entgegnete schreiend das alte Weib, — „aber jeder Besuch im Clan ist ihr willkommen.“ Damit warf sie einen Katzenblick auf die Harrenden, trat zurück und die Zugbrücke fiel.

„Gott sei Dank!“ — rief Ferdinand. — „Der Spruch war gültig, wir rücken ein in's Feenreich. Wenn wir aber an jeder Thüre so lange warten müssen wie hier, kommen wir vor Abend nicht in ein Zimmer.“

Wellen wurde hier im Sprechen von zwei zottigen Hunden unterbrochen, die wie toll und rasend aus ihren Löchern in der Mauer des Thorbogens hervorstürzten, und die Eintretenden sicher zerrissen hätten, wenn sie nicht starke eiserne Ketten zurückgehalten.

„Die Drachen des Märchens!“ — rief Ferdinand, lachend auf die Bestien zeigend, und schob sich vorsichtig an der entgegengesetzten Mauer hin.

Sie standen in dem Hofraume. Er war sehr eng und finster, und gewann, durch die ringsum thurmhoch aufsteigenden Gebäude, das traurige Ansehen eines Kerkerhofes; dabei war er äußerst schmutzig und der Misthaufen, welcher ursprünglich nur einen kleinen Theil desselben eingenommen zu haben schien, war so angewachsen und durch das Federvieh und die frei herumlaufenden Schweine so vertheilt worden, daß nachgerade der ganze Hofraum wie ein Mist erschien.

„Es scheint, man ist hier auf ein Bombardement vorbereitet“ — flüsterte Ferdinand seiner Begleiterin in das Ohr — „der Mist soll das Plätzen der niederfallenden Kugeln wahrscheinlich hindern.“

„Sie sind böshaft, Ferdinand!“ — entgegnete Arabella — „meine Freundin ist Dekonomin, sie hat große und ausgedehnte Güter und da ist der Dünger ein wichtiges Ding.“

„So, so! — entgegnete Welleu mit verstelltem Ernste — „sie hat wohl heute in der romantischen Grotte die Freuden und Leiden der Dekonomie besungen?“

„Als ob man nicht das Schöne mit dem Nützlichen verbinden könnte!“ — sagte Arabella ungeduldig — „warten wir doch erst ihr Erscheinen ab.“

Und sich zu der alten Pförnerin wendend, frug sie dieselbe, wo sich denn der Gatte ihrer Freundin befinde.

„Der Laird“ — entgegnete mit Achselzucken und einem Blick der tiefsten Verachtung die Alte, — „ist wieder nach Glasgow, seiner Vaterstadt.“

„Wie?“ — rief die Spanierin — „nach einer Ehe von kaum einem Jahre verließ er schon wieder seine liebenswürdige Gattin? — O, da sieht man eure vielgepriesene Treue, ihr Männer!“

„Ja, schon nach vier Monaten ging er auf und davon!“

„Und warum?“

„Ja nun, er wollte hier befehlen, sagte immer: er sei der Herr im Hause. Und was die hochedle Lady that, war ihm nicht recht,“ — schrie die Alte gellend. — „Denken Sie nur, als Lady Macdonath eroubethuff den herrlichen Einfall hatte, alle Mannsbilder aus dem Dienste zu jagen und sämtliche Arbeiten von Mägden versehen zu lassen, als sie ferner die alte Clanverfassung wieder einführen wollte, widersezte sich ja der Laird förmlich, und sagte das wäre Unsinn, unter welchem die Haus- und Feldwirthschaft leiden müßten — ja der Laird ging so weit, der hochverehrten Lady sogar das Dichten verbieten zu wollen.“

„Der Tyrann!“ — rief Arabella.

„Ja! die Männer, die Männer!“ — kreischte die Alte mit einem giftigen Seitenblick auf Welleren — „sie sind Alle so.“

„Meinst Du schöne Pförtnerin?“ — frug Ferdinand lachend die Alte — „sie haben Dich wohl auch einmal gekränkt.“

„Ach!“ — seufzte die Angeredete — „welch Weibsbild bleibt von ihnen ungerupft.“

„Nu, tröste Dich nur, altes Haus!“ — sagte Ferdinand mit verbissenem Lachen — „jetzt rupft Dich gewiß keiner mehr.“

„Der heiligen Jungfrau Dank, jetzt kommt überhaupt keiner mehr so leicht über unsere Brücke.“

„Dank für die mir erzeugte Gnade und Ehre!“ — rief ironisch Ferdinand und schritt neben Arabella die große steinerne Treppe, die in das Haupthaus führte, hinauf.

Die Zimmer, in welche sie traten, waren sämmtlich düster und schmutzig. Wohin man schaute, that sich Unordnung kund. Auf Tischen und Stühlen lagen weibliche Kleidungsstücke, Reste von Speisen, Bücher und Landkarten und hundert andere Dinge in buntem Gemische durcheinander. Hunde, Katzen und Vögel liefen und flogen frei darin umher, rissen

Gegenstände auf den Boden, oder setzten und legten sich darauf, spielten damit und beschmutzten sie. Die Gemächer, welche man den Gästen anwies, waren mit Kisten und Kästen angefüllt, die erst hinausgeschafft werden mußten, und alle Möbel saßen so voll Staub und Spinnweben, daß Arabella, die vor allen Dingen Reinlichkeit liebte, sehr ungeduldig ward und über die Dummheit und Nachlässigkeit der Dienstboten losbrach, die ihnen sicher nur falsche Zimmer angewiesen. Ferdinand vertröstete sie ironisch auf die Heimkehr ihrer Freundin, und sich mit, denn er fiel bald vor Hunger und Durst um, und keine Seele schien daran zu denken, daß es doch schicklich sei, den Fremden etwas vorzusetzen.

Um die Langeweile bis zur Rückkunft der Lady von sich abzuhalten, und die schreienden Gefühle des Magens zu betäuben, besahen Ferdinand und Arabella einstweilen das Innere von Inchdavanan-Castle. Es war mitunter sehr reich, aber ungleich und geschmacklos, in den meisten Gelassen barock eingerichtet. Die interessantesten Räume waren die Säle des ersten Geschosses, die noch alle ihre ursprüngliche, steinalte Einrichtung hatten, und viele Bilder der Altfordern des Hauses Macdonatheronbethduff enthielten. Aus fast allen Fenstern des

Schlosses hatte man eine reizende Aussicht, wenn gleich, wie natürlich, jede derselben den finsternen Charakter der ganzen Gegend trug. Auch viele gute neuere Gemälde fanden sich vor, und vor allem eine ausgedehnte kostbare Bibliothek.

Ferdinand und Arabella würden hier Stoff genug gehabt haben, sich lange Zeit zu unterhalten, wenn sie nur nicht die verwünschte Leere des Magens immer wieder an die Zeit erinnert hätte. Vergebens frug Donna Arabella mehreremale: zu welcher Zeit denn wohl die Lady zurückkehren würde; man konnte es nicht bestimmt sagen und Niemand wagte es, sie durch die Nachricht von dem Besuche in ihren dichterischen Aufschwüngen zu stören.

Endlich — als schon der Abend angebrochen und die untergehende Sonne sich hinter den aufsteigenden Nebeln barg, ertönte das Horn, dessen Ton Ferdinand sehr richtig mit dem, der in Deutschland gebräuchlichen, Feuerhörner verglich.

Diesmal aber schallte das Heulen wie himmlische Musik in sein Ohr; denn es verkündete die Rückkunft der Herrin. So war es denn auch. Die Zugbrücke senkte sich krachend nieder, und durch das Thor schritt dieselbe sylphidische Gestalt, welche Ferdinand auf der Höhe und Beide später in der Höhle des Felsens gesehen.

Jetzt ging es fast der ruhigen und verständigen Arabella, wie früher schon dem erhöhten Ferdinand. Die Erscheinung kam ihr so geisterhaft, so seltsam vor, daß sie sich tief ergriffen, poetisch darin angehaucht, in eine andere Welt versetzt fühlte. Es war dies kein Wunder: denn Natur, Schloß, Menschen — kurz Alles paßte zueinander, und nirgends wurde man an die fernliegende Außenwelt gemahnt. Schritt doch die Herrin von Inhdavanan=Castle jene schlanke Gestalt, mit dem zarten, blassen Antlitz, den blauen Augen und den wallenden blonden Locken, gehüllt in abentheuerliche weite, weiße Gewänder, über die der schottische Mantel reizend fiel, und gefolgt von einem hübschen Mädchen, welches, ebenfalls weiß gekleidet, ihr die reichvergoldete Harfe nachtrug — so leicht und ätherisch daher, als schwebte eine Ostianische Gestalt über die Zugbrücke, als näherte sich eine lustige Fee dem alten Sitz Merlin's. Die wilden Bestien von Hunden, welche das Thor bewachten, und Arabella und Ferdinand bald zerrissen hätten, traten aus ihren Löchern und schmiegteten sich schmeichelnd und wedelnd zu den Füßen der Herrin; alles Geflügel und sonstige Vieh des Hofes flatterte und rannte ihr entgegen, selbst die Tauben kamen von den Dächern herab, und setzten sich zum Theile

auf der schönen, blassen Lady Arme — und alles das Volk umgab sie ringsum flatternd und flügel-schlagend, hüpfend und springend. Und als man ihr ein großes Gefäß mit Futter gereicht, warf sie dessen Inhalt unter die Thiere, wie eine milde liebende Gottheit.

Nachdem dies Geschäft verrichtet, verkündete ihr die alte Pförtnerin, daß und wen sie zum Besuch erhalten, und nun eilte Lady Macdonatheronbethduff freundlich ihrer geschätzten Meisterin entgegen, die, von Ferdinand begleitet, jetzt ebenfalls in den Hof getreten war.

„Sein Sie mir herzlich auf Inchdavanan-Castle willkommen!“ — rief sie Arabellen entgegen — „dem Glan widerfährt eine große Ehre durch Ihren Besuch, nach dem ich mich so lange gesehnt. O wahrlich! des See's Geister täuschen nicht, sie lispelten gar freundlich mir in den Abendlüftchen zu: noch heute wird dem bangen Herz und Deiner Sehnsucht Ruh.“

„Ja,“ — entgegnete Donna la Romano herzlich — „auch ich habe mich lange darauf gefreut, meine liebenswürdige Miß Abolina als Lady Macdonatheronbethduff wieder zu sehen.“

„Ach! seufzte diese, — Romeo sprach:
 Ich schwöre Julia bei dem heiligen Monde,
 Der dieser Bäume Wipfel silbern färbt, —
 Doch Julia rief mit Recht;
 „Schwör' nicht beim Mond, dem unbeständ'gen Mond,
 Der ewig seiner Scheibe Form verändert,
 Damit gleich wankend nicht Dein Lieben sei.
 Wie schnelle war der Ehe Glück dahin.“

„Mich wundert's sehr!“ — erwiderte die Spanie-
 rin — „Ihr Gatte war als Jüngling sehr sanft.
 War sogar ein Mitglied unseres Vereines? — Ich
 muß gestehen, ich hoffte Sie recht glücklich.“

„Wie Knaben weg vom Buch, wird Lieb' zum Lieben,
 Doch Lieb' von Lieb' wie's Kind zur Schul' getrieben.

So dacht ich mit dem göttlichen Dichter, doch kam's
 fast umgekehrt; denn auch mein Gatte war ein
 Heuchler nur, der — kaum mein Mann — mein
 Herrscher wollte sein. O! schweigen wir davon! —
 Ich hab' es lang dem stillen See geklagt, den Mor-
 genlüften und den Abendwinden; hab' seufzend manche
 Thrän' geweint, wenn ich vom hohen Fels in's Ne-
 belthal geschaut; wenn meiner Harfe Klang den
 Namen rief, der einst mir werth und lieb. — Doch
 haben milde Geister diesen Schmerz gestillt,

Der meinen Busen lang mit Gram erfüllt.
 Ich schwang mich auf in's Reich der Poesie,

Ich wandle gern im Land der Harmonie,
 Und wie mich Harmonie und Poesie umschließen.
 So will ich Poesie und Harmonie genießen.“ —

„Sie haben Recht!“ — versetzte Arabella, die nur mühsam ihre Verwunderung über die sonderbare Verwandlung des früher so natürlichen Mädchens verbarg. — „Das Weib muß, ist es gekränkt, sich über den Schmerz erheben und keine Schwäche zeigen, wir sind ja so viel als die Männer sind. Apropos! — hier ist eine Ausnahme!“ — rief sie lachend und sich selbst unterbrechend — „Herr Wellen, mein Freund und Begleiter, und zugleich ein eifriger Verfechter der Frauen-Emancipation.“

„Also mir doppelt willkommen!“ — sagte die Lady und wandte Ferdinand freundlich ihr Gesicht zu, der über dessen regelmäßige Schönheit erstaunte.

„Ich hoffe Ihnen, schöne Lady, um so weniger lästig zu fallen“ — entgegnete mit einer Verbeugung und vor Hunger schwacher Stimme Ferdinand, — „als ich nicht nur ganz Ihrer Meinung über den, den Damen in der Welt und in dem Leben gebührenden Standpunkt bin; sondern auch Dichtkunst und Musik leidenschaftlich verehere.“

„O, mein Herr! was kann es denn auch Höheres geben als diese zwei himmlischen Schwestern. Ich habe mich denselben ganz geweiht. Mein trivialer

Gatte wollte von hier aus — denken Sie von hier, dem romantischsten Ahnensitz in ganz Schottland, aus — die Dekonomie und Bebauung unserer weitläufigen Güter besorgen. Diese beiden leerstehenden Schloßflügel, die einstens König Malcolm III. bewohnte, sollten — o Entsetzen! — als Wirthschaftsgebäude benutzt werden — und ich — ich — sollte der Poesie, der Musik entsagen, und, gleich einer Magd, dem Haushalte vorstehen. Noch jetzt erröthe ich über diese Zumuthungen, die ich aber mit Verachtung von mir wies. Als er sah, daß ich mich seinen Anmaßungen nicht fügen würde, als ich, vor wie nach, Morgen, Tag und Abend mit meiner süßen Harfe auf dem Felsen und am See zubrachte; als ich, um nicht in dem Aufschwunge meiner Seele durch gemeine Erscheinungen gestört zu werden, die dienenden Männer wegsandte und nur Mädchen in weißen Gewändern, als Priesterinnen der Unschuld und Keuschheit um mich duldete — da nahm, er, (sein schwacher Geist drang nicht bis zu einer idealen Welt) Abschied und begab sich nach Glasgow, wo er nun ein materielles Leben führen wird.“

Ferdinand seufzte hier kaum hörbar auf, und dachte, wie wird der arme Teufel froh sein, der hier

auf dem verzauberten Schloß, wo man, wie es scheint, nur mit Poesie und Harmonie bewirthet wird, gewiß nie satt zu essen bekommen hat.

Die Gesellschaft begab sich nun nach dem Haupt- hause, und Lady Adeline führte sie nochmals durch alle Zimmer, ihnen deren historische Wichtigkeit an- deutend, und dadurch gleichsam alle die Schatten der- jenigen belebend, die einst auf längere oder kürzere Zeit hier gehaust. Ein Mädchen mit der Harfe folgte ihr beständig auf dem Fuße, und konnte mit seinen aufgelöst herabfließenden Haaren, seinem ganz einfachen, weiten, weißen Gewande, seinen nackten, nur von Sandalen geschützten Füßen, das Bild Wynela's nicht in Ferdinand's Seele verwi- schen, der durch den Hunger aufgeregt und ange- griffen, alle die Geister, von welchen Lady Adeline Macdonatheronbethduff sprach, sich aus dem Grabe erheben und ihn, in den dunkeln, auf schwere steinerne Säulen gestützten Zimmern, umschweben sah.

„Hier“ — erklärte die Lady — hatte „Robert Bruce gewohnt, als er die Bergvölker zum Kampfe gegen England um sich sammelte; in jenem weiten und öden Saale soll der Adel Schottlands einst seine Versammlungen gehalten haben, als er sich gegen Jacob I. verschwor, der auch bald darauf unter

dessen Dolchen blieb; — und in jener Reihe von Gemächern hat Jacob V. die Zeit seines Wahnsinns zugebracht, bis ihn ein wohlthätiges Gift von seinen schweren Leiden befreite.

Alle diese und noch viele andere Nachrichten von Unglücksfällen, Mord- und Blutscenen, welche sich auf den Stellen, wo sie jetzt athmeten, zugetragen, ergriffen die Gäste allmächtig; aber ein wahrhaft unheimliches Gefühl durchrieselte sie, als sich die Lady in einer der finstersten und ältesten Gemächer — auf dessen Boden ihnen Adeline noch die Blutspuren eines grauenhaften Mordes zeigte — einen alten moderigen Sessel und ihre Harfe reichen ließ, und ihnen die ganze, von ihr in Verse gebrachte und in Musik gesetzte Geschichte, vortrug.

Die Sonne war untergegangen, dicke Nebel umlagerten, den Wassern entsteigend, die Burg, und ließen durch die, von der Zeit tauben Fensterscheiben kaum noch einen schwachen Schimmer des matten Lichtes dringen.

Hinter dem Sessel der Singenden stand die Dienerin, und beide hohe, weiße Gestalten tauchten in fast unkenntlichen Umrissen, wie fabelhafte Bilder eines Märchens, aus dem Halbdunkel ihrer Umgebung auf. Voll und geisterhaft klangen die Accorde

der Harfe durch die öden Räume, von deren feuchten Mauern die Töne hart und scharf zurückprallten. Lady Macdonatheron betheufte aber sang mit weicher, klagender Stimme:

Aus Loch-Lomonds dunkeltem Fluthenreich,
 Von Geistern aufgethürmt,
 Erhebt sich im Strahle des Mondes bleich,
 Und wild vom Wind umstürmt,
 Umschwärmt von der Raben laut krächzendem Troß,
 In Chavanan-Castle, das alte Schloß.

Wie heulen die Winde, wie faust der Sturm,
 Wie schwarz und schweigend die Nacht.
 Es wimmert der Burggeist aus Mauer und Thurm,
 Kein Stern am Himmel wacht.
 Die Gule schreit, und gespensterhaft ziehn
 Die bleichen Schatten am Himmel hin.

Der Laird nur er sitzt im schimmernden Saal,
 Ihm mundet nicht der Trank,
 Er wendet sich finster vom reichen Mahl,
 Ist doch das Herz ihm krank.
 Der flüchtige König, den lang er gehaßt,
 Der flüchtige König, er ist nun sein Gast.

Jetzt kann er sich rächen ob alter Schmach,
 Der König schläft allein.
 Fort ziehet der Flüchtling den kommenden Tag,
 Rasch muß gehandelt sein.
 Und fällt erst der König, ist die Dame fein,
 Die Schönste der Schönen auf ewig fein.

Der Laird steigt nieder, wo süß und gut
 An seiner Liebsten Seit,
 Der flüchtige König schlummernd ruht,
 Von jeder Furcht befreit.
 Er wieget, entschlafen in Lieb und Lust,
 Sein fürstliches Haupt an der Schönen Brust.

Tief senkt er den Dolch in des Gastes Herz,
 Daß hoch der Blutstrom springt,
 Und lautlos unter Todesschmerz
 Der König niedersinkt.
 Doch schreiet das Blut auf dem Boden roth
 Um Rache! um Rache! für Königs Tod.

Und sieh, mit dem schönsten der Weiber lebt
 Der edle Laird fortan.
 Aus Lust und aus Liebe sich fröhlich webt
 Nun seines Lebens Bahn.
 Nicht denkt er in wildem Uebermuth
 An heimlich vergossenes Königsblut.

Und als nun im Rausche der Freude ein Jahr
 Seit jenem Königsmord
 Verschwunden, da koste das liebende Paar
 Einst an demselben Ort.
 Nicht achten, in stürmischer Liebesgluth,
 Die Beiden am Boden das Königsblut.

Und wie sie so ruhen nun Mund auf Mund,
 Von wilder Lust gefacht;
 Da öffnet sich plötzlich ein Höllenschlund

Zur grausen Mitternacht,
 Und drohend sieht man, mit schrecklichem Schweigen,
 Den Schatten des Königs der Tiefe entsteigen.

Der Laird er erzittert, die Dirne erbebt,
 Wie nun — ein stummer Gast —
 Stets näher und näher der Schatten schwebt
 Und Beide dann erfaßt.
 Und wie sie sich wandten und flehten und riefen,
 Sie mußten hinab in die graußigen Tiefen.

Noch steigt aus Loch-Lomonds dunkeler Fluth
 Inhdavanan-Castle so kühn
 Noch sieht man des Königs vergossenes Blut
 In jener Halle glühn,
 Und wie es die alte Sage spricht:
 Tilgt Menschenhand den Flecken nicht.“

Die Töne verklangen hier leiser und leiser und
 erstarben endlich wie in einem fernen Gewimmer.

Arabelen sowohl als Ferdinand war es
 ungehaglich geworden; denn nicht nur lastete der
 Eindruck, welchen das finstere Schloß mit seiner über-
 spannter Herrin und seinen schaurigen Erinnerungen
 auf sie gemacht, auf ihrer Seele; sondern sie waren
 überhaupt so müde und matt, so hungrig und durstig,
 so abgespannt und doch auch aufgereggt, daß sie froh
 waren, als Lady Macdonatheronbethduff den
 Rückweg antrat. Zu ihrem Entzücken sahen sie nun

endlich Anstalten, die entfernt auf ein Mittag= (oder jetzt vielmehr Nacht=) Essen hindeuteten. Demohn= erachtet schlich noch, da sich Lady Adeline nicht im Geringsten darum bekümmerte, eine halbe Stunde dahin, ehe nur die Tafel gedeckt war, und die Gäste mußten noch in aller Geduld sechs oder acht Gedichte von Lady Adelines Arbeit anhören.

Endlich gab eine Glocke das Zeichen zur Tafel, und Ferdinand und Arabella sanken, namentlich Ersterer, erschöpft und matt an derselben nieder.

Treu der, vor hunderten von Jahren angenom= menen Sitte, ging das ganze Dienstpersonal auf Inch= davanan= Castle aus der alten Pförtnerin und Schließerin, fünf Mägden und zwei Mädchen bestehend — mit zur Tafel, was den Gästen indessen, da sie sich schon in dieser sonderbaren Welt eingewöhnt hatten, nicht auffallend vorkam. Dagegen wollte Ferdi= nand die Küche der edlen Lady gar nicht behagen; ja er fand sie unter allen Begriffen schlecht und arm, und wäre vollends vor Schrecken bald vom Stuhle gefallen, als für die zwölf Personen, welche an der Tafel saßen, zwei gebratene Tauben aufgetragen wurden.

Das Gespräch nach dem Essen lief gleich wieder in das alte Geleis, und Lady Adeline machte

ihrem empfindsamen und poetischen Herzen durch eine Vergötterung Shakspeares, neben welchem sie gar keinen Dichter mehr bestehen lassen wollte, Lust; wie sie denn auch bei jeder, selbst der unpassendsten Gelegenheit, eine Stelle dieses Heroen der Dichtkunst im Munde hatte.

Schließlich aber wurde die Geduld der Gäste noch einmal auf eine grausame Probe gestellt, als sie Lady Macdonatheronbethduff mit der Vorlesung eines, gerade nicht schlechten, aber zweihundertvierzig Verse langen Heldengedichtes erfreute.

Im Anfange hoffte Ferdinand auf die sich zu entwickelnde Handlung, dann, als diese sich immer durch nichts sagende Episoden verzog, lenkte er seine Aufmerksamkeit auf die Vorleserin selbst, und genoß ihre Reize so recht nach einander und einzeln, wie ein Gourmand eine vorzügliche Schüssel — und als er auch damit fertig war, hoffte er auf das Ende des Gedichtes. Aber es wollte nicht kommen. Zu seinem entsetzlichen Verdruße schlummerte auch noch Arabella beim hundert neun und fünfzigsten Vers sanft ein; und so mußte er, — innerlich wüthend, äußerlich zahm wie ein Lamm — da die hochedle Dichterin ihren Vortrag namentlich an ihn richtete,

ganz geduldig bis zur zweihundert vierzigsten Octave aussharren.

Ferdinand hatte keine Ader von Bosheit an sich; nach dieser Tortur aber schoß ihm die Galle über, und er lobte das Gedicht in seiner Wuth so fürchterlich und übertrieben, daß Donna Arabella sich heimlich ihres Schlafes schämte, Lady Adelinea außer sich vor Entzücken war — und jeder Dritte sein Lob für den unverschämtesten Tadel gehalten hätte. Aber das war noch nicht Alles, nicht einmal die Genugthuung ward ihm, seinen Zorn beim Schlafengehen vor der Geliebten ausschütten zu dürfen; da man Donna Arabella in den, an Lady Macdonatheronbethduff's stoßenden Gemächern, ihn aber in jenen staubigen Zimmern unterbrachte, die ihn schon am Tage wegen ihrer Unreinlichkeit angeekelt hatten.

Als er allein war, verfluchte er den Einfall, der ihn in die Hochlande zu gehen veranlaßt, und mit ihm alle verschrobenen Weiberköpfe und schlechte Haushaltungen und schließ voll galliger Gedanken ein.

Den anderen Morgen wartete Donna Arabella lange mit dem Frühstück auf Ferdinand; als er immer und immer nicht kommen wollte, ging sie endlich selbst, auf sein Zimmer; aber hier war er

ebenfalls nicht. Sie suchte, sie frug nach ihm, — nirgends war eine Spur von Ferdinand zu finden; bis Arabella von der alten Pförtnerin erfuhr: der Gentleman sei schon mit Sonnenaufgang aus dem Schlosse, und so viel sie gesehen, auch mit einem der Schloßkähne nach dem Ufer gefahren. Auf Arabella's weiteres Fragen, erfuhr sie noch, daß er sehr niedergeschlagen und melancholisch geschienen habe.

Donna la Romano konnte sich Wellen's Betragen nicht erklären. Daß er gestern Abend verstimmt zu Bette gegangen, hatte sie bemerkt; was aber konnte ihn in aller Welt so frühe schon fortreiben, was seinen sonst so heiteren Geist auch schon wieder am Morgen beugen? — Sie ward unruhig. — Indessen war vor der Hand nichts anders zu machen, als in aller Geduld seine Rückkunft abzuwarten. Als aber die Sonne immer höher stieg, und Ferdinand noch nicht kam, entschloß sich Donna Arabella ihn an den Ufern des See's zu suchen; denn der Gedanke: er könne sich in den ihm fremden Bergen verirrt oder wohl gar an Klippen und Felsen Schaden genommen haben, ließ ihr keine Ruhe mehr. Das Ufer war bald erreicht und der Spanierin erster Weg ging an dem abschüffigen Gestade des See's hin, in dessen schwärzliche Fluth sie von Zeit zu Zeit

um so beflommener blickte, als ihre Seele noch von den Eindrücken des vorigen Tages höchst aufgereggt war.

Nachdem sie ungefähr eine Viertelstunde gegangen, hörte sie von Ferne eine ihr bekannte Stimme ein munteres Lied singen. Sie horchte auf. Es kam näher -- und als sie um einen Felsen bog, sah sie Ferdinand freudestrahlend auf sie zukommen.

„Heisa!“ — rief er schon von weitem, seinen Hut schwingend — „es leben die Bergbewohner!“

„Nun! nun?“ — sagte Arabella verwundert über das vergnügte Aussehen ihres Cavaliers. — „Was in aller Welt soll denn das heißen. Ich suche Sie in der größten Herzensangst; kann nicht begreifen, wo Sie hingegangen sind, ohne mir ein Wort zu sagen, quäle mich mit den schlimmsten Gedanken wegen ihrer Melancholie herum — und auf einmal kommen Sie in voller Seligkeit und in wahrem Uebermuthе daher.“

„Es leben die Bergbewohner!“ — rief Ferdinand noch einmal und hielt sich wohlgefällig den Bauch. — „Melancholie, Verzweiflung, Lebensübel, Zorn und alle diese Höllengeburtен sind — meine theure Gönnerin — mit einemale dahin — denn! — denn! — ich bin satt!“

„Aber Ferdinand!“ — rief Donna la Romano erstaunt — „wie können Sie so prosaisch sein“

„Berehrteste!“ — entgegnete Wellen feierlich — „es handelte sich heute Morgen, wie Lady Macdonatheronbethduff mit Shakspeare sagen würde, um „sein oder nicht sein!“ — deutsch, mein jugendlicher Magen war von dem gestrigen Fasten den ganzen Tag und den zwei Tauben auf zwölf Personen, so zusammengeschrumpft, daß ich nahe am Verschwinden, oder doch wenigstens in dem Zustande der Visionen war. Ich fürchtete auch heute wieder von Poesie und Harmonie leben zu müssen, und da brach ich aus. Ich suchte, wie ein hungriges Raubthier, nach Menschen, nicht um diese, sondern ihre Küche und Speisekammer anzufallen. Endlich fand ich eine Hütte mit Bergbewohnern, und bewog deren Einwohner mir für Geld und gute Worte eine Spansau zu braten. Jetzt glauben Sie es, oder glauben Sie es nicht, loben Sie mich, oder nennen mich einen trivialen Menschen — ich aß sie auf mit Haut und Haar!“ —

Arabella lachte herzlich; Wellen aber flehte sie an, nicht länger auf Inchdavanan-Castle zu bleiben, da sonst in der Umgegend die Schweine im

Preis steigen müßten. Er könne nun des armen Lord Flucht recht gut begreifen, setzte er hinzu, und hoffe zu Gott, daß die Frauen = Emancipation auf Lenor = Shire = Castle besser angeschlagen sei, und eine weniger zerrüttete Haushaltung zur Folge habe wie hier.

Arabella nickte ihm mit einiger Verlegenheit bejahend zu, und noch gegen Mittag verließen die Gäste das romantische Inchdavanan = Castle nebst seiner dichterischen Herrin.

Schloß Lenor = Shire = Castle lag nur zwei Meilen von der Burg Lady Abeline's entfernt. Die Reisenden erreichten es daher bald. Der erste Eindruck, den sein Anblick von Ferne auf sie machte, war dem, welchen Inchdavanan = Castle in ihnen hervorgerufen, ziemlich gleich; indem das, nahe am Ufer des See's gelegene Gebäude mit jener Burg ähnlichen Ursprungs zu sein schien, und ein gleich finstres Aeußere hatte. Als sich Arabella und Ferdinand aber demselben näherten, gewahrten sie, daß ein anderer Geist aus ihm spreche; denn das offene Thor, die neuen schönen Fenster, die flatternden Fahnen auf seinen Zinnen; alles dies ließ wohl mit Recht auf einen frohen Lebensmuth der Einwohner des Schlosses schließen. Und so war es denn auch in

der That. Als sie in den Hof traten, empfing sie ein tobendes Durcheinander von Jägern und Jägerinnen, von Hunden und Pferden, von Knechten und Mägden, von Herren und Dienern. Alles lachte, schrie, scherzte, wieherte und bellte. Hier fütterte ein Diener eine Koppel Hunde, dort zäumte man die Pferde ab; hier sprang ein Mädchen von ungefähr vierzehn Jahren, als Jägerin gekleidet, mit einem kurzen, nur bis zu den Knien reichenden Kleide von schottischem, karrirtem Zeuge, einen Federhut auf dem Kopf und eine Büchse auf der Achsel, wild umher; dort wieder drängte sich eine Masse junger und älterer Männer um einen mit Hirschen, Rehen, Füchsen und Vögeln beladenen Wagen, — die Beute des Tages, — und ganz im hinteren Theile des Hofes endlich stand die Herrin des Hauses; eine ältliche, ziemlich beleibte und sehr häßliche Dame, rechts und links Befehle austheilend. Lady Macbeem in Jagdkleider gehüllt, wie jenes wilde Mädchen, das Niemand anders, als ihre jüngste Tochter war, hatte aber kaum durch einen Diener Nachricht von dem neuen Besuche bekommen, als sie mit Entzücken auf Arabella und Ferdinand (immer noch die Büchse über die Achsel geworfen) losrannte, und Beide so herzlich umarmte, daß schwächere Naturen blaue Mahle davon getragen haben würden.

„Willkommen! Willkommen!“ — rief sie mit tiefer Männerstimme. — „Das ist recht. Ihr kommt gerade zur besten Zeit, trifft herrliche Gesellschaft, — lauter flotte Jäger — und morgen eine Hauptjagd.“ — Dies gesagt, ergriff sie ein an ihrer Seite hängendes Hüfthorn von Silber, in welches sie zu dreimalen stieß. Bei diesen Tönen schwieg Alles und wandte sich neugierig der Herrin zu, die auf einen hohen Stein gestiegen war, und nun mit ihrer lauten Donnerstimme rief:

„Erstens stell ich sämtlichen Freunden Donna Arabella la Romano und Don Romano (sie hielt Wellen für den Bruder der Spanierin) vor — zwei treffliche Schützen und leidenschaftliche Jäger, die gekommen sind, unsere Jagden zu verherrlichen, — und zweitens bitte ich die Herrschaften in den Speisesaal zu treten, da die Abzug bereit ist.“

Beide Nachrichten wurden mit einem schallenden Hallo! aufgenommen, und das wilde Heer stürzte sich nach dem benannten Saale.

„Jetzt macht's wie die Andern und nehmt tüchtig auf“ — *) sagte Lady Macbeem — „hier kommt

*) Aufnehmen heißt in der Jägersprache das hingeworfene Futter fressen.

Jeder zu kurz, der blöde thut. Später mehr.“ Und damit schüttelte sie Beiden herzlich die Hand, blickte besonders Ferdinand sehr freundlich an, und verschwand dann unter der Menge.

Das derbe Wesen der Lady würde in einer andern Umgebung beide Gäste unangenehm berührt haben; hier aber, unter Jägern, Waffen, getödteten und lebenden Thieren, in der rauhen Natur und dem finstern Schloß — hier schien es ihnen zu dem Ganzen zu gehören und jedenfalls war es Beiden lieber, als das Mondscheinwesen auf In ch d a v a n a n = C a s t l e.

Die Tafel war vortrefflich und überreich besetzt und die Gesellschaft so lustig, als man sie sich nur denken konnte; wiewohl auch hier Jägersitten, Jäger-ton und Jägersprache auf das Ungebundenste herrschten. Wilder aber noch als alle Männer, erschienen die Damen, die außer Donna Arabella am Tische saßen. Es waren Lady Macbeem und ihre Töchter, und noch zwei andere junge Frauen von ziemlich gemeinem Ansehen. Namentlich Letztere erlaubten sich die größten Freiheiten und machten Spässe mit den Männern, über welche selbst Donna Arabella, die doch bekannter Weise sich, als emancipirte Frau, viel erlaubte, erröthen mußte. Auch

konnte hier von einer geistreichen Unterhaltung nicht die Rede sein, da die eingefleischten Jagdliebhaber auf nichts Anderes zu bringen waren — als eben auf die Jagd. Glücklicherweise saß neben Donna Arabella ein eben so ausgezeichnet schöner als gebildeter, ja tief und vielseitig gelehrter, Mann. Auch er war heute erst zum Besuche auf Lenor=Schire=Castle eingetroffen, und fühlte sich sehr glücklich, unter dieser Masse von Nimrods und Dianen einen Menschen zu finden, der auch für etwas Anderes als für Hirsche, Hunde, Fährten u. s. w. Sinn hatte. Arabella hörte mit Entzücken von ihm, daß er Naturforscher sei und als solcher bereits ganz Amerika durchreist habe. Mit der ihr eignen Wißbegierde frug sie ihn nun nach so manchen ihr noch nicht bekannten, oder dunkel vorschwebenden Dingen, und ließ sich vor Allem die Verhältnisse des Weibes bei den noch wilden Volksstämmen angeben. Auch der Fremde schien an der schönen Spanierin großes Behagen zu finden, und bald waren Beide in ein so lebhaftes Gespräch vertieft, daß sie von der rohen Tischunterhaltung kein Wort mehr hörten.

Ferdinand war es weniger gut ergangen als seiner Begleiterin. Er hatte den Ehrenplatz neben der Herrin von Lenor=Schire=Castle erhalten,

die sich zwar sehr freundlich mit ihm unterhielt, Wel-
len aber durchaus nicht zusagen wollte. Es kam
ihm dies wilde, derbe und dabei doch jugendlich co-
quette Wesen bei der häßlichen, wenigstens achtund-
dreißig Jahre alten Frau, widerlich vor, und nament-
lich peinigte ihn die außerordentliche Vertraulichkeit,
mit der sie gegen ihn verfuhr, den sie doch erst seit
vielleicht einer halben Stunde kannte. Nichtsdesto-
weniger mußte er aushalten, ja auf ihre oft sehr
derben Spässe eingehen und sehen, wie sie sich auf
eine grausame Art über ihren Gatten lustig machte,
der, — ein kleines, schüchternes Männchen, — ganz
unten an der Tafel saß, und eigentlich nur den ober-
sten Aufwärter und Ceremonienmeister machte; wie
er dies denn überhaupt im Schlosse war, und auch
nur als solcher und Ober-Küchen- und Keller-Meister
geduldet wurde.

War die Lady mit dem ganzen Schwarm von
Gästen, der immerwährend ihr Schloß belagerte, auf
der Jagd, mußte der Lord die Haushaltung besorgen
und überwachen; wurde aber auch hier, da er einen
sehr beschränkten Kopf hatte und wenig verstand,
überall unterjocht und übervorthelt, so daß die Haus-
haltung der Lady Macbeem, außer der schreckli-
chen Verschwendung durch den ewigen Besuch, über

alle Begriffe viel verschlang, und ein empfindlicher Krebschaden an dem Vermögen wurde, welches doch alles er seiner Frau zugebracht.

Aber Lady Macbeem sagte: wir Frauen haben die gleichen Rechte wie ihr Männer. Mag das Haus- und Erziehungswesen besorgen wer will, ich folge der Lust meines Herzens und dies ist die Jagd. Was bei solchen Grundsätzen aus dem Vermögen geworden wäre, wenn es weniger groß, ist leicht zu errathen; da selbst das Ungeheure des Lords, wie gesagt, schon jetzt litt. Eben so natürlich ist es, daß die beiden Töchter der Lady förmlich verdorben werden mußten, da sie ihre zarte Jugend unter Mägden, ihre späteren Jahre unter rohen und ungebildeten Jägern zubrachten. So kam es denn, daß die Älteste mit einem Bagabunden durchging, und die Jüngste so unbändig und wild wurde, daß sie kein Mensch mehr zähmen konnte. Die gewöhnliche Kleidung der Mädchen hinderte sie auf der Jagd, beim Bergsteigen und Reiten, sie ließ daher alle ihre Röcke nur bis an die Kniee machen, trug Schnürstiefel und eine Art Männerjacke, zu der der breitrandige runde Filzhut mit den Adlerfedern allerdings gut stand. Die blonden Haare hingen straff, wie bei Knaben, auf die Schultern herab, und nie sah man Miß Pernel Macbeem

in einem andern Aufzuge oder ohne Jagdtasche, Waidmesser und Büchse.

Wie wüßt und traurig es in einem solchen Herzen aussehcn mußte, kann man sich ebenfalls vorstellen; wenn man denkt, daß das Lieblingsgeschäst des vierzehnjährigen Mädchens morden war, und sie keine größere Freude kannte, als ein edles Thier zu ihren Füßen verenden zu sehen. Von Zartgefühl, von Sinn für Großes und Schönes, von Milde und Weiblichkeit war bei ihr keine Spur, und Niemand hätte überhaupt, ohne daß man es ihm gesagt, in Miß Pernel ein Mädchen errathen.

Aber die Mutter hatte keine Zeit und keine Lust, sich hierüber Sorgen zu machen. Sie wird eine ächte emancipirte Frau, dachte sie, die kein Mann unter das Joch bringen wird, und das soll so sein, denn: wir Weiber haben dasselbe Recht wie die Männer.

In dem wilden Durcheinander auf Lenox-Schire-Castle wurden Donna Arabella und Ferdinand gewaltsam auseinandergerissen. Die Spanierin ließ es sich gern gefallen, denn sie konnte sich um so ungenirter an den neuen Freund anschließen, an welchen sie, wie Ferdinand zu seinem Aerger bald bemerkte, schon in den ersten Ta-

gen fast mit Begeisterung unzertrennlich hing. Welle n selbst war das Schooßkind der Lady geworden die ihn beständig in Anspruch nahm, und sein Herz mit verliebten Blicken und Worten unaufhörlich bombardirte, in der Hoffnung endlich Bresche zu schießen. Ferdinand aber, den die Zärtlichkeit des alten weiblichen Nimrods unangenehm berührten, that aus Verzweiflung, als ob auch er ein eingefleischter Jäger sei, und nur für die Jagd und kein zärteres Gefühl Sinn habe; dafür aber durfte er nicht von der Seite der noch immer hoffenden Lady. Dem armen Wildstand ward ein noch hitzigerer Krieg angekündigt und die Rudel von Damm-, Roth-, Reh- und Schwarzwild schmolzen immer mehr und mehr zusammen.

Ferdinand seufzte in dieser unangenehmen Lage um so qualvoller, als der Glaube an Arabella's Liebe in ihm mehr und mehr erschüttert wurde, und er ihre Begriffe von Treue nur zu gut kannte. Hat sie einen Andern gefunden, der ihr mehr zusagt als du, dachte er, ist es um dich geschehen. Dann wird sie sagen: sie liebe dich und den Andern auch, — wird das Bangen deiner Liebe Eifersucht nennen — behaupten: es sei kleinlich und schwach von einem Manne, nur der einzige Geliebte einer schönen Frau

sein zu wollen, und dich am Ende, wie den Cortejo sachte bei Seite schieben, und nur wie ein nützliches Hausmöbel mit sich führen.

Diese und ähnliche Gedanken zerrissen Wellen's Seele; denn er fühlte recht gut, daß er ohne Arabella — ohne ihre Liebe — nicht leben könne. Kam er dann, wie dies in dem wilden Getreibe auf Lenox=Schire=Castle nicht anders sein konnte — auch auf Minuten auf ihre Seite, so lächelte sie ihn so unaussprechlich süß und freundlich an, daß er auf der Stelle den Vorsatz: sie zur Rede stellen zu wollen vergaß. Aber die Abende und Nächte, die er entfernt von ihr zubringen mußte, und in welcher letzteren nur die Seufzer der Lady Macbeem, die neben seinem Zimmer schlief, zu ihm drangen, waren für ihn um so trostloser. Er dachte an sein kurzes Glück in Edinburg; er dachte, daß vielleicht der verwünschte Naturforscher jetzt seinen Platz einnehme; und so suchte seine gefolterte Seele umsonst die Ruhe, die sein Körper nach den Anstrengungen des Tages so sehr bedurft hätte; denn der Schlaf drückt den stärkenden Mohnkranz nur auf das Haupt Desjenigen gern, dessen Herz- und Seelentiefen keine Stürme aufregten.

Als aber Ferdinand endlich gar nicht mehr an

sich halten konnte, und bei einer passenden Gelegenheit Arabella mit Vorwürfen überhäufte; lachte ihn dieselbe kalt aus, gestand ihm ganz ruhig zu, daß sie den Naturforscher, als einen hübschen und sehr geistreichen Mann, so gut wie ihn liebe, und bat ihn mit solcher Ironie und Gelassenheit: sich nicht kindisch und eifersüchtig zu benehmen, daß Ferdinand alle Geistesgegenwart verlor und Arabella mit den bittersten Schmähungen überhäufte.

„Sie sind ein Kind, Ferdinand!“ — entgegnete Donna la Romano, ohne ihre Ruhe zu verlieren, — „und toben wie ein solches, wenn man ihm ein liebes Spielzeug auf Augenblicke nimmt. Gönnen Sie mir doch das Vergnügen, die wenigen Tage, die wir hier zubringen, in der Nähe und in dem Umgange jenes so liebenswürdigen und tiefwissenschaftlich gebildeten Mannes zu verleben. Sie werden meinem Herzen wahrhaftig dadurch nicht fremd; denn Sie wissen: ich liebe Sie. Das muß Sie beruhigen. Kehren wir zurück, geht Jener nach dem Nordpol ab und unser altes Verhältniß tritt ein. Aber Eifersucht, Ferdinand, Sie wissen es, kann ich nicht vertragen, und meine Freiheit muß unangestastet bleiben.“

„Und das soll nun die wahre Liebe sein?“ —

rief Ferdinand außer sich, — „die heute mir, morgen dir und übermorgen wieder mir gilt?“

„Es ist freilich nicht die Liebe nach den Geboten der Kirche“ — entgegnete scharf die Spanierin — „will man diesen opfern und hegt man die Treue nach den Regeln des Catechismus, muß man in den Stand der heiligen Ehe treten. Das Band der Ehe ist unverletzlich!“ setzte sie schneidend hinzu.

Ferdinand erblaßte. „Es ist unedel“ — sagte er dann leise — „mir ein Verbrechen vorzuwerfen, daß ich aus Liebe zu Ihnen beginn.“

„Ich erkenne, wie Sie wissen, Ihre Liebe zu mir nicht für verbrecherisch!“ — sagte die schöne Spanierin milder — „daher war auch das, was ich sagte, kein Vorwurf. Ich wollte Sie nur daran erinnern, daß Ihre Liebe auch „heute mir, morgen dir“ ist, — und, — Ferdinand, — was die Männer dürfen, dürfen wir Weiber auch.“

Das Gespräch wurde unterbrochen und konnte nicht wieder aufgenommen werden. Aber von jener Zeit an trat eine auffallende Kälte zwischen Arabella und Ferdinand.

Letzteren quälte außerdem noch ein Gedanke, den er nicht auszusprechen, ja kaum zu denken wagte. Es kam ihm in der letzten Zeit nämlich manchmal

vor, als ob es doch mit der Emancipation der Frauen nichts wäre. In chavanan und Lenor=Shire=Castle hatten ihn auf andere Ideen gebracht, und Arabella's Wankelmuth oder, wie sie es nannte, geniale Liebe, sagte ihm ebenfalls sehr wenig zu. Das Bild seiner sanften Gattin, — deren reine, tugendhafte Seele, deren stille, liebenswürdige Weiblichkeit er so hart mißkannt, — trat wieder vor seinen Geist, und die Erinnerung an die Zeit seiner Liebe zu ihr erweichte sein Herz.

Aber wie hätte er auf Lenor=Shire=Castle zu sich kommen können. Hundegebell und Hühthörner zerstörten seine Träume, und an der Seite der alten Amazone zog er mit dem wilden Heere aus.

Bei seiner Rückkunft fand er zu seinem Erstaunen und Entsetzen einen Brief von Augusten, der nach Edinburg gerichtet und ihm vom Cortejo nach Lenor=Shire=Castle nachgeschickt worden war.

„Woher weiß sie, daß ich in Edinburg bin?“ dachte er, den Brief erbrechend. Aber wie er las, entfärbte er sich mehr und mehr und als Ferdinand geendet — stand er vernichtet.

Doch vor dem Inhalte des Briefes müssen wir erwähnen, was sich bis dahin mit Augusten zutragen.

Jean Paul sagt: „Lieber in die offene Wunde die zweite gebohrt, als erst in die verharschte; und lieber sogleich nach dem ersten Fingerglied das zweite abgehauen, als später; denn zwei Schmerzen werden fast zu einem.“ Karl dachte, als seine arme Schwester oder vielmehr Schwägerin, nach dem Weggehen Ferdinand's ohnmächtig in seinen Armen lag, an diese Worte, und zwang sich darnach zu handeln. Als daher Auguste wieder zu sich gekommen, suchte er sie nicht zu trösten; sondern gestand ihr offen, daß auch er, nach allem was vorgefallen, glauben müsse, Ferdinand liebe sie nicht mehr, und habe sie für immer verlassen. Wenigstens rieth er der armen Wittwe diesen Gedanken fest zu halten, da sie nur auf solche Weise sich emporrichten könne; denn Verachtung überwiege den Schmerz, und Verachtung verdiene Wollen, trotz seiner vielen sonstigen guten Seiten, da er auf so leichtsinnige Weise das Lebensglück zweier Menschen zertreten habe. Sollte ihn je einst die Neue erfassen und zurückführen fuhr er fort, so dürfe Auguste dies alsdann wie ein vom Himmel gefallenes Glück betrachten; würde sich aber, im entgegengesetzten Falle, nicht in einem nimmer endenden Schmerze verzehren.

Karl rieth dies mit äußerlich kalter Miene der

jungen Frau, während sein eignes Herz vor Kummer und Zorn hätte zerspringen mögen. Auguste hörte ihn und hörte ihn nicht. Sie athmete, aber sie lebte nicht. Sie blickte um sich und sah nicht. Der Gedanke: für alle die unendliche Fülle von Liebe, die sie ihrem Gatten bewahrt — nichts — gar nichts — bei ihm erwirkt zu haben, als einen flüchtigen Rausch der Leidenschaft, der eben so schnell verbrauchte als er gekommen war — erzeugte in ihrem Innern eine solche Leere, eine solch' tödtliche Kälte, daß es fast aussah, als habe ein gnädiges Schicksal der Leidenden Bewußtsein, Vernunft und Erinnerung — kurz alle Seelenfähigkeiten — geraubt und ihren Körper nur zu einem pflanzenartigen Weitervegetiren bestimmt.

Liebe ist die innerste Grundbedingung des Daseins. Wo sie gezeitigt hervortritt und ihre reichen Blüthen treibt, wird sie die Poesie des Lebens. Sinkt aber die Blüthe vom rauhen Sturme geknickt, verschwindet des Daseins Werth, und alles, was uns berührt, geht kalt an uns vorüber, und Alles, was uns entgegentritt, erscheint uns farblos und ohne Zusammenhang.

Auguste'n's Herz hatte diese bittere Erfahrung, dieser tödtliche Schlag so hart getroffen, daß es ordentlich wie gelähmt war. Sie weinte nicht, sie saß nur still und in sich gefehrt, wie eine Erstarrte; so daß

es ihrer Schwester und Karl im Anfang um ihren Verstand bangte. Was aber keine liebenden Worte vermocht, erzielte die Einsamkeit und die Nacht. Augusten's Schmerz löste sich in Thränen auf. Aber welches menschliche Herz wäre so stark, allen Hoffnungen freiwillig zu entsagen? welches liebendes Weib verzweifelte mit einemmale an der Treue ihres Geliebten? Warum sollte dies Auguste thun? Wußte sie doch, daß ihr Gatte ein guter Mensch sei, der sich nur leicht von fremden Einflüssen bestimmen lasse. Durfte sie doch hoffen, daß er wieder zu sich kommen, ihre treue Liebe erkennen und reuig in ihre Arme flüchten würde. Sein Thattendurst, sein unruhiger Geist, dachte sie, habe ihn fortgetrieben. Er wird draußen finden, wie sehr ich ihn liebte, und bald, bald! zurückkehren.

Sie hätte ihm gerne geschrieben, aber sie wußte nicht, wohin er sich gewendet, und so blieb ihr nichts zu thun übrig, als vor der Hand auf einen Brief von ihm zu harren.

Diese Erwartung beschäftigte sie lange. Während dieser ganzen Zeit verließ sie fast ihr Zimmer nicht, und mit der Zubereitung eines Bettchens und der ersten Kleidungsstücke für das Kind beschäftigt, welches sie unter ihrem Herzen trug, bestand ihr einziges

Glück in der Erinnerung an jene Stunden, die sie einst an Ferdinand's Seite so himmlisch schön verlebt. Und nur dies dumpfe Hinbrüten und Leben in einer allzuschnell entschwindenen Vergangenheit war es, was sie das Bange des Zustandes, in dem sie sich befand, nicht empfinden ließ.

Sie hofften vergebens. Wochen verstrichen und es kam kein Brief. Die Stunde ihrer Niederkunft rückte heran — es kam kein Brief. Sie genas von einem gesunden Knaben — sie konnte ihn nicht in die Arme eines treuen Gatten legen — ach! — dem Fernen nicht einmal zurufen: „Und wenn Du auch mich lieblos verschmachten läßt, wende Dich nicht ab von Deinem armen, armen Kinde.“

Unter Thränen drückte Auguste den Kleinen an ihr Herz, und viele! viele Thränen sanken noch auf das Kind, dessen Züge ihr so lieb waren, und sie doch an einen Grausamen erinnerten.

Karl hatte lange schon alles Erdenkliche angeboten, um etwas Näheres über Ferdinand zu erfahren; womöglich dessen Aufenthalt auszumitteln. Denn der Freund konnte sich recht gut denken, daß irgend Jemand von Gewicht es sein müsse, der auf Wellen so stark einwirke, um den — sonst redlichen Menschen — dahin zu vermögen, alle Pflichten eines

rechtichaffenen Mannes mit Füßen zu treten. Aber alle Bemühungen Karl's waren vergebens, und sein guter Wille: den Verirrten mit eigener Aufopferung auf den Weg der Vernunft zurückzuführen, mußte sich eben selbst genügen.

So war denn auch allmählig in Augusten's Herz fast jede Hoffnung, den Treulosen je wieder zu sehen, verschwunden, als eines Morgens vor ihrem kleinen Hause in der Bergstraße, eine russische Droschke vorfuhr.

Wellens Gattin war allein; sie ahnte nicht, daß ihr der Besuch gelte und fuhr daher ruhig fort das Kind in den Schlaf zu wiegen. Wie aber staunte sie, als sie in diesem Geschäfte durch das Eintreten eines Fremden gestört wurde. Es war Heylig. Mit einer Ungeniertheit — die zeigen sollte, daß er über den Stand derjenigen, die er mit seinem Besuche beehre, weit erhaben sei, — eintretend, frug der Erkaufmann unter flüchtigem Gruße: ob er hier recht bei der Frau Wellen sei. Auguste bejahte verlegen.

„So!“ — rief Heylig mit Raßensfreundlichkeit und Augusten ward's in seiner Nähe, wie Gretchen im Faust, als sie in das Zimmer trat, in welchem kurz zuvor Mephistophles gewesen. „So! so!“ — wie-

berholte er, warf sich auf das Sopha und musterte mit hämischen Blicken das einfache Zimmer. — „C'est charmant! Sie also sind die liebenswürdige Gattin meines Freundes!“

„Ihres Freundes!“ — rief Auguste entzückt. — „O Gott! ich weiß zwar noch nicht, wen ich das Vergnügen habe vor mir zu sehen; aber Sie sind willkommen, denn Sie sind Ferdinand's Freund. O ich bitte Sie, sprechen Sie! sprechen Sie! Wie geht es ihm? wo befindet er sich jetzt? wann haben Sie ihn verlassen?“

„Er muß nicht sehr eifrig im Schreiben sein!“ — sagte boshaft lächelnd der Wormser — „da seine Frau nicht einmal weiß, wo er sich befindet.“

Auguste erröthete; aber die Freude, die Angst, etwas von Ferdinand zu hören, betäubte jedes andere Gefühl in ihr.

„Ja, ich bin lange ohne Brief!“ — sagte sie hinwerfend — „aber vielleicht haben Sie welche!“

„Non, mon enfant! — bedaure! — Herr Gemahl hat keine Zeit zum Schreiben.“

„Und warum nicht? — er ist doch wohl? — es geht ihm doch gut?“

„O daran, schönes Weibchen, zweifeln Sie nicht. Es geht ihm, wie dem Vogel im Hanfssaamen.“

Auguste athmete, mit einem dankbaren Blick nach oben, tief auf. „Gott sei gelobt!“ — rief sie freudiger — „wenn es ihm nur gut ergeht und er wohl ist; dann will ich seiner Rückkunft geduldig warten. Aber wo ist er denn jetzt?“

„Das weiß der Himmel!“ — sagte Heylig die Achseln zuckend — „ich traf ihn noch nicht so sehr lange in Edinburgh.“

„In Edinburgh!“ — rief das junge Weib erstaunt — „In Schottland also? — Mein Himmel welche Geschäfte mögen ihn denn dahin getrieben haben.“

„O! des affaires bien importantes! — Sehr wichtige Geschäfte!“ — lachte Heylig.

„Sie lachen?“ — frug Auguste — „also sind sie so wichtig nicht? — O ich kenne meinen Mann! Sein unruhiger, vorwärtstrebender Geist hat nirgends Ruhe, sein edles Herz treibt ihn, Ideen zu verwirklichen, die an und für sich recht schön und gut, aber in dieser Welt nicht ausführbar sind. So wird es ihm auch dort gehen....“

„Nun“ — unterbrach sie der Neu-Russe achselzuckend, und blinzelte das schöne junge Weibchen wohlgefällig an — „er ist in guter Schule. Ihre Freundin....“

„Meine Freundin?“ — wiederholte Auguste verwundert halblaut.

„Ja, ihre Freundin,“ — fuhr Heylig in gleichgültigem Tone fort — „wird seine großen Ideen schon in den rechten Gang bringen.“

Auguste schwieg einen Augenblick in merklicher Verlegenheit. Sie zitterte. Eine finstere Ahnung stieg in ihrer Seele auf. Aber sie faßte sich vor dem Fremden und sagte gleich darauf mit anscheinender Ruhe: „Sie müssen sich irren, mein Herr, ich habe keine Freundin in Edinburgh.“

„Mais mon dieu! die Gattin eines Schöngeistes eines soit disant „Genie's“ — wird doch nicht eifersüchtig sein?“ lachte der alte Beck frech — „dann müßte ich Sie, mein allerliebstes Kind, bedauern, und könnte Ihnen nur rathen, sich zu rächen. Ueberhaupt begreife ich nicht, wie mein lieber Freund ein so himmlisches Wesen, wie Sie es sind — erlauben Sie, daß ich Ihnen die Hand küsse — gegen ein so freches Wesen vertauschen kann.“

„Mein Herr!“ — stotterte Auguste hier verlegen, dem zudringlichen zugleich ihre Hand entziehend — „Sie sahen, was mich beunruhigt, ich hoffte Sie scherzen nur.“

„Ganz und gar nicht, im Gegentheil!“ — sagte Heylig mit einem triumphirenden Strahl aus den falschen grünen Augen — „Sie wissen ja, daß er,

unter dem Vorwande von kosmetischen — oder — oder — kosmopolitischen Geschäften in Gesellschaft jener allgemein bekannten Spanierin abreiste, die durch ihre ausgezeichnete Schönheit und ihre Künste schon so manchen Mann gefangen.“

„In Gesellschaft einer Spanierin sagen Sie, sei er von hier abgereist?“ frug Auguste, und ihr war es, als ob tausend Dolche sich in ihrem Herzen kreuzten.

„**Oui Madame!**“ — entgegnete Heylig in der größten Gemüthsruhe. — „Es ist eine Betrügerin, die unter verschiedenen Namen in der Welt herumfährt und ihre allerdings ausgezeichnete Schönheit benutzt, Männer und Jünglinge unter der Maske einer emancipirten Frau zu fangen. Jetzt läßt sie sich *Marquise la Romano* schimpfen. Lassen sie sich sagen, mich wollte sie auch verführen, sie stellte mir auf alle erdenkliche Weise nach — aber — **Dieu merci!** — ich widerstand, ich wies sie mit Verachtung zurück.“

„Und mit dieser Person, sagen Sie“ — lispelte todtenbleich Auguste, und hielt sich gewaltsam an der Lehne des Stuhles, auf welchem sie saß, um nicht umzusinken — mit dieser Person reiste Ferdinand nach *Edinburg*? — Täuschen Sie sich auch nicht?

war jenes Weib nicht vielleicht zufällig auch am Bord desselben Schiffes? — und ...“

„Du mein Himmel, was liegt denn einer gescheuten Frau an so etwas“ — rief Heylig. — „Nach der neuesten Mode hat jede Ehefrau ihren Geliebten und jeder Ehemann wenigstens drei Maitresseu. Was Ferdinand, meinen lieben Freund betrifft, so können Sie mir glauben, daß er die Spanierin schon vor Ihrer Verheirathung genau gekannt, hier in Hamburg mit ihr die Reise verabredet hat, und in Edinburgh öffentlich mit ihr lebte. Ich habe oft über den genialen Kopf gelacht — er ist, wie Sie wissen, ein wenig exaltirt — wenn er so in begeisterte Lobeserhebung bei mir über die Spanierin ausbrach. **Je vous en conjure!** rief er dann, haben Sie je eine geistreichere, liebenswürdigere Dame als die Marquise gesehen, es ist keine von den gewöhnlichen Alltagsfrauen, setzte er dann immer hinzu, die einem durch ihre Beschränktheit und Sentimentalität langweilig werden; ihr Geist ist enorm, ihr Wiß beißend, ihr — ihr — und dann ihr Feuer.... aber — **ma chère** — was machen Sie denn — Sie werden ja ohnmächtig!“ —

Es war zu spät. Auguste hatte das Bewußtsein verloren und sank in Heylig's Arme. Aber

der Schurke hatte erreicht, was er beabsichtigt. Er ließ daher das junge Weib leise aus seinen Armen auf den Boden gleiten, warf, zähnefleischend, noch einen triumphirenden Blick auf das Opfer seiner Bosheit und verließ dann schnell mit den Worten: „Ich bin gerächt!“ das Zimmer.

Auguste lag lange Zeit regungslos am Boden. Daß sie Ferdinand nicht mehr liebe, hatte sie lange geahnt, ja gewußt; die Nachricht aber, daß sie ihm gleichgültig sei, daß er sie noch spottend, einer eitlen Creatur geopfert, mit der er schamlos öffentlich lebe, traf ihr Herz mit tödtlicher Gewalt. Es war mehr, als sie tragen konnte; denn auch die kräftigste menschliche Natur hat ihre Grenzen, sie ist Freud' und Leid, Entzücken und Schmerz bis zu einem gewissen Punkte gewachsen; sobald dieser aber überstiegen wird, bricht sie unter der Last des Affektes zusammen und geht zu Grunde. So ging es denn auch mit der unglücklichen Gattin W Ellen's. Als sie erwachte, fühlte sie sich eine Andere als bisher. Kein Zorn, kein Schmerz, keine Eifersucht; aber auch keine Liebe und kein Hoffen bewegte ihr Herz mehr. Erstarrt stand sie vor dem Leben, das wie eine kalte, nackte Winterlandschaft öde vor ihr lag. Sie verlangte keinen Trost, sie bewegte keine frohe Ahnung,

sie sehnte sich nach keiner heiteren Aussicht, nach keinem Frühling mehr. Das Leben war für sie verblüht, welk und abgestreift; der Tag zur Nacht, das Licht zur Finsterniß geworden. Keine Thräne benetzte ihr Auge, Niemand erfuhr ein Wort von dem Vorgefallenen. Sie war entschlossen ihr Leben wie ein Kreuz geduldig auf sich zu nehmen und es, um ihres armen Kindes willen, schweigend zu tragen; aber sie fühlte auch: der Weg bis zu Golgatha sei nicht so weit.

Ruhig ergriff Auguste dann Feder und Papier und schrieb folgende Zeilen an ihren Gatten:

„Ferdinand!

„Nur einmal noch mag die, für Dich drückende Erinnerung: daß Du Gatte und Vater bist, an Dir vorüber gehen. Nur diesmal noch; denn ich spreche Dich hiermit von allen Pflichten gegen mich frei. Ich habe einen schönen Traum gehabt, in dem dächte mir: ich würde von einem edlen Manne geliebt. Ich erwachte — und fand — es war ein Traum. Er ist vorüber — aber auch meine Liebe ist mit ihm gestorben, und nie, nie wird sie wieder erwachen, wie ein gebrochenes Herz kein Leiden und keine Freude mehr erfüllt.“

„Ich kenne den Weg, den Du wandelst. Ich schelte ihn nicht. Gott gebe, daß er Dich nicht zum

Verderben führt. Ich mache keinerlei Ansprüche an Dich, ich entbinde Dich aller Pflichten gegen mich — aber merke Dir, Ferdinand! — das Weib, von dessen treuem Herzen Du Dich freiwillig losgerissen und verbannt, gehört nicht mehr Dein — wage es nicht, mich je wiedersehen zu wollen, ich bin todt für Dich — achte den Frieden meines Grabes!“

„Den Knaben, der das Pfand meines welfen Glückes, erziehe ich. Nach meinem Heimgang empfehle ich ihn Dir, und ich hoffe, Du wirst bei ihm das heiligste Gefühl der Natur, die Elternliebe, nicht verläugnen.“

„Lebe wohl und vergiß Deinen unsterblichen Theil nicht.“

Auguste.“

Dies also war der Inhalt des Briefes, den Ferdinand auf Lenox-Shire-Castle empfangen. Als er ihn gelesen, umflorte es sein Gehirn wie Wahnsinn. Er fühlte, daß er der Mörder seiner Gattin, dieses frommen, guten, treuen Wesens sei; er war sich bewußt, ein Herz gebrochen zu haben, das ihn mit der wahrsten, innigsten Liebe, mit felsenfestem Vertrauen umfaßt. Er mußte sich gestehen: das stille, unschuldige Glück einer kindlichen Seele, die in ihrer

Einfachheit doch einen so reichen Schatz an Liebe, treuer Hingebung und wahren Tugenden besaß, zerknickt—hoffnungslos zertreten zu haben. Und keine, keine Rückkehr?! Und Arabella! Arabella! die ihn dazu verleitet, war ihm treulos, belohnte seine verbrecherische Gluth mit Spott, stand mit ihrer sophistisch = vernünftelnden Liebe fern, stieß ihn ab und zog ihn an, wie ein Spielzeug. Und wer stand ihm dafür, daß nicht noch Hunderte von Männern sich zwischen ihn und die Genußsüchtige drängten? — und dann immer, immer! dies Eis des kalten Verstandes auf seine Gluth! — und auch seine schönen Ideen von Weltverbesserung, wie nahmen sie sich, von Nahem gesehen und praktisch verwirklicht aus? — Ihm graute bei dem Gedanken an Inhdavanau = und Lenox = Shire = Castle — und dennoch stand er mitten in dem Getriebe, und konnte weder zurück = noch vorwärts. Von der Gattin verstoßen, von seinem Gewissen verdammt, von der Geliebten verspottet und kalt zurückgedrängt, von den Idealen seiner Seele verhöhnt, von allen Hoffnungen verlassen, unselbstständig, thatenlos in der Welt stehend und dabei verschuldet und doch schon wieder bald ohne Mittel — so stand er da — in wildem Wahnsinn, sich und sein Geschick verfluchend.

Er suchte in seiner qualvollen Aufregung die Ein =

samkeit. Es gelingt ihm das Schloß ungesehen zu verlassen. Er streift über die kahlen, öden Berge. Spät kommt er zurück. Müde, und doch nicht aufgelegt nach Hause zu gehen, sucht er eine ihm bekannte Grotte auf, er tritt hinein — und findet Arabella in den Armen ihres neuen Freundes. Wüthend, daß ein Tag all sein Glück — vernichtet, von der Eifersucht zur Raserei getrieben, wirft er zähneknirschend der Spanierin ihre Untreue vor, und flucht ihr, als der Ursache all seines Jammers.

Arabella's Freund will dem Wüthschnaubenden antworten, aber die Spanierin erhebt sich ruhig, kalt und stolz, und sagt:

„Wäre ich allein mit Ihnen, Herr Wellen, würde ich den Ausbruch Ihrer kindischen Eifersucht verlacht haben. Sie beleidigten mich aber Angesichts eines Dritten, und dafür fordere ich Genugthung.“

„Wenn sie kein Weib wären...“ — rief Ferdinand — „Sie sollten sie haben.“

„So stellen Sie sich mir!“ rief der Dritte.

„Kein Wort weiter, meine Herren!“ — unterbrach Beide die Spanierin ernst. — „Herr Wellen weiß, daß ich in keiner Beziehung den Männern weiche, und wird nicht so feig sein, der Marquise Arabella la Romano die verlangte Genugthuung zu verweigern.“

Aber Ferdinand, der unterdessen zu sich gekommen, erbehte jetzt bei dem Gedanken, sich mit der Geliebten auf Tod und Leben zu schießen.

„Arabella!“ — flehte er daher, durch den Ton die Spanierin an ihr altes Verhältniß mahnend, aber Donna la Romano blieb kalt und ernst und sagte nur:

„Bestimmen Sie Zeit, Ort und Waffen.“

„Arabella!“ — flehte Ferdinand wiederholt — „bedenken Sie, was Sie von mir verlangen, wie kann ich auf Sie schießen.“

„Bedenken Sie das Gesetz der Ehre, und bestimmen Sie Zeit, Ort und Waffen!“ — wiederholte die Dame.

„Lassen Sie mich das Duell übernehmen“ — bat neuerdings der Naturforscher — „es kommt ohnedem mir zu, die Beleidigung meiner Dame zu rächen.“

„Nein!“ — rief ungeduldig Arabella — „ich selbst, ich, die ich immer mit Stolz mich rühme, den Männern in nichts nachzustehen, ich werde mir auch Genugthuung zu verschaffen wissen. Sie mögen unser Secundant sein.“

„Recht so!“ — rief hier die tiefe Stimme der Lady Macbeem, indem sie den Kolben ihrer Jagdflinte so heftig auf die Erde stieß, daß es klirrte —

„Ich kenne zwar die Veranlassung des Streites nicht; wenn es aber Donna Arabella für nöthig findet, sich zu schießen, so soll sie es nur immer selbst thun, damit die Männer Respekt vor uns Weibern bekommen. Und wer ist der Geforderte?“

„Ich!“ — sagte gelassen Ferdinand.

„Sie?“ — rief, bei dieser unerwarteten Wendung der Sache bestürzt, die Jägerin.

„Ja!“ — entgegnete Arabella und setzte etwas beißend hinzu: „Lady Macbeem könnte die Gefälligkeit haben, dem Herrn Wellen zu secundiren.“

Die Lady besann sich einen Augenblick. „Ist hier keine friedliche Ausgleichung möglich?“ — frug sie dann mit einem zärtlichen Blick auf Ferdinand.

„Keine!“ — rief hastig die Spanierin und Wellen zuckte die Achseln.

„Gut denn!“ — rief die Herrin von Lenox = Shire = Castle — „so mag es sein; die Ehre will ihr Opfer. Ich bin Ihr Secundant, Herr Wellen.“

„Und Zeit und Ort und Waffen!“ — wiederholte Donna la Romano.

„In drei Teufels Namen denn, wenn Sie es haben wollen!“ — rief außer sich Ferdinand. —

„Morgen mit Sonnenaufgang, hier und auf Pistolen.“

„Abgemacht!“ — sagte Arabella. — „Jetzt lassen

Sie uns Alle zurückkehren und im Angesicht der Fremden die alten Freunde sein. Es wird Jedermann die Sache als ein Geheimniß betrachten.“ Und damit nahm sie des neuen, sehr verwirrt aussehenden Freundes Arm und ging, heiter scherzend, voran, — Ferdinand und Lady Macbeem folgten ihr schweigend nach.

Der Abend verfloss in ungetrübter Heiterkeit. Die ganze Gesellschaft machte nach der Tafel noch eine Spazierfahrt auf dem See, und da man bei dieser Gelegenheit bis in die Nähe von Inchdavanan-Castle kam, so nahm Lady Macbeem davon Veranlassung, auf die unbarmherzigste Weise über die Herrin dieses Schlosses herzufallen und ihre Leidenschaft zur Dichtkunst und Musik lächerlich zu machen und zu verspotten.

Donna Arabella beschrieb, die Flamme zu nähren, ihren Besuch bei Lady Macdonatheronbethduff auf das Komischste, und malte ihre Erzählung mit so lebhaften Farben aus, ließ ihre Laune in so heißenden Witzeln spielen, daß Alle von der ungebundensten Heiterkeit erfaßt wurden, die indessen ihren höchsten Grad erreichte, als die Donna auch die Bemerkungen zum Besten gab, welche Lady Adolina ihr im Vertrauen über ihre Nachbarin

Lady Macbeem und deren Leidenschaft zur Jagd gemacht. Letztere Dame lachte bei dieser Beichte so unmäßig, daß sie bald in einen Lachkrampf gefallen wäre.

So konnte denn keine Seele in der Gesellschaft ahnen, was vorgegangen und einem Theil von ihr noch bevorstehe; um so weniger, als man über die eigene Lust, den Ernst Wellen's überseh.

Erst spät in der Nacht trennte man sich, und Ferdinand entging es nicht, daß Arabella den Arm des Naturforschers nahm, und sich von ihm nach ihrem Zimmer führen ließ. Diese Bemerkung empörte ihn so gegen die frühere Geliebte, daß er um Vieles ruhiger wurde. Indessen blieb er sehr verstimmt, und wenn er des Briefes und seiner armen Auguste gedachte, sehnte er sich sogar nach dem Tode, und wünschte innig: er möge als Opfer des kommenden Tages fallen. Gegen Mitternacht schlief er ein, um bald darauf wieder zu erwachen. Es dämmerte noch nicht, er machte sich daher Licht, stand auf und fing an seine Sachen zusammen zu packen; da ihm die nächste Sonne entweder den Tod, oder die Nothwendigkeit zur Flucht bringen mußte. Als auch dies Geschäft beendet und es nun allmählig zu dämmern anfing, nahm er noch den Rest seiner Baar-

schaft auf. Als er aber gerade damit beschäftigt war, dieselbe zu zählen, öffnete sich plötzlich eine Tapetenthüre und Lady Macbeem trat zu ihm ein. Diesmal war die schottische Diana noch nicht zur Jagd gerüstet, sondern sie stieg, leicht geschürzt, und von zarten Gefühlen bewegt, zu ihrem Endymion herab.

Mit vielen Worten ihre Zudringlichkeit entschuldigend, stellte sie vor allen Dingen als den Hauptgrund ihres Kommens ihre Besorgniß für Ferdinand dar, an dem sie, wie sie sich ausdrückte: unmenschlich hänge, und der sie, so angetrieben,*) dauere. „Erlegt Sie die Begnerin,“ — fuhr sie fort — „nun, so ist freilich die ganze Haze am Ende. Werden Sie aber, was ich hoffe, nur verwundet, so sollen Sie wahrlich unter meinen Händen die beste Pflege erhalten. Sie brauchen alsdann gar nicht ängstlich zu sein; ich verstehe mich auf Wunden, und habe schon manchem Pferde und manchem guten Jagdhunde das Leben gerettet. Nun bleibt aber auch noch der dritte und vierte Fall: wenn nämlich Sie die Begnerin erlegen oder anschießen? Bleibt Donna Arabella, müssen

*) Angetrieben ist in der Jägersprache der Fuchs, wenn er in seinem Bau so weit gebracht ist, daß er nicht vor noch rückwärts kann.

Sie fliehen, und für diesen Fall muß, vor allem Andern, gesorgt sein. Unser gutes Land hat Schlupfwinkel genug und ich sorge dafür, daß Sie in einen Bau *) kommen, wo Sie kein Teufel ausspüren soll, Da man aber nicht wissen kann, wie sich die Verhältnisse ferner gestalten, so nehmen Sie diesen Beutel mit Guineen zu sich.

Bei diesen Worten wollte Lady Macbeem Ferdinand einen vollen Geldbeutel zuschieben. Welen aber, der die liebenswürdige Dame durchschaute, wies ihn zwar artig aber bestimmt zurück, und bat die Lady ihre Güte nur dann in Anspruch nehmen zu dürfen, wenn er genöthigt sei, in dem ihm fremden Lande flüchtig zu werden.

Die Herrin von Lenor-Shire-Castle wagte wegen dem Geld nicht weiter in ihren Gast zu dringen, und beruhigte sich daher mit der Hoffnung: den schönen jungen Mann bald ganz in ihre Gewalt zu bekommen. Auch mußten Beide die Unterhaltung einstellen und sich zu dem ernstesten Gange bereiten, da die Sonne ihrem Aufgange nahe war.

Beide Partheien verließen fast zu der gleichen

*) Bau, in der Jägersprache die unterirdische Wohnung des Fuchses, Biberns, Dachses ic.

Zeit das Schloß, und erreichten noch vor dem völligen Aufgange der Sonne den bezeichneten Platz. Der Morgen war kühl und feucht. Dichte Nebel deckten See und Thal, und schienen den Wanderern, als sie sich erhoben, wie ein milchweißes Meer, aus dem einzelne Felspyramiden, gleich riesigen Gespenstern, hervorragten.

Feuchte Wolken umlagerten die Berge und der Morgenwind fauste unfreundlich durch die einzeln stehenden Bäume. Selbst der Bach, der sich mühsam durch das schwarzbraune Moos zwängte, schien heute unbehaglich langsam, traurig und einsam dahinzurollen.

Ferdinand vor Allen, fühlte das drückende, schwermüthige dieser Natur. Und wenn er auch weit entfernt von der leisesten Furcht blieb; so erhöhte die traurige Umgebung doch die düstere Stimmung noch, in der er sich seit gestern befand. Es kam ihm vor, als ob alle Geister Djian's sich rings um ihn belebten und die leichten Nebelgestalten, die hie und da aus der Tiefe stiegen, wurden ihm zu bleichen Schatten, zu ernstern Boten, zu weissagenden Todesahnungen.

Endlich war die Stelle erreicht, welche zum Wahlplatz dienen sollte. Lady Macbeem hatte für Pistolen gesorgt, und schickte sich an, dieselben zu laden.

Ein leiser Versuch, ihrer Seits, die Sache beizulegen, mißglückte, und einen weiteren machte sie um so weniger, da sie eigentlich an dem Duell eine heimliche Freude hatte. Erstens, weil sie Gefahr liebte; zweitens, weil dieser Duell, er mochte ausfallen wie er wolle, ungemeines Aufsehen errögen und ihren Namen dadurch wieder berühmter machen mußte; und drittens, weil sie hoffte den hübschen Willen dadurch ganz in ihre Gewalt zu bekommen.

Arabella war sich ganz gleich geblieben. Mit der größten Unbefangenheit hatte sie sich im Heraufsteigen, auf den Arm ihres neuen Freundes gelehnt, das wildromantische der schottischen Hochlande bewundert; ja der Aufgang der Sonne, so verdeckt er durch die Dünste war, welche die Atmosphäre ausfüllten, begeisterte sie.

Da kündete Lady Macbeem an, daß die Pistolen geladen seien, und bot beiden Duellanten das Paar zur Auswahl. Als diese getroffen, ging Donna Arabella mit ihrer gewöhnlichen Freundlichkeit auf Ferdinand zu, reichte demselben ihre schöne Hand hin und sprach:

„Ferdinand! Sie haben mich Angesichts eines Dritten beleidigt, und diese Beleidigung muß ein Zweikampf auf Tod und Leben ausgleichen. Ich muß um

so mehr auf diese Sitte halten, weil man meine Behauptungen von Frauenkraft und Seelenstärke der Frauen sonst für eine leere Prahlerei, meine ganze Lehre für Charletanerie halten könnte. Da es indessen der mögliche, ja der wahrscheinliche Fall ist, daß Sie oder ich auf dem Platze bleiben; so lassen Sie uns wenigstens ohne Groll von einander scheiden."

"Arabella!" — rief Ferdinand heftig — „ich trage die Schuld nicht, daß meine Liebe zu Ihnen in Zorn aufloderte."

„Von dem Geschehenen kann die Rede hier so wenig sein, als von dem Recht oder Unrecht des Einen und der Andern. Darüber haben die Kugeln zu entscheiden!" — entgegnete ruhig die Donna. — „Nur ein freundliches, ein herzliches „Lebewohl“ wollen wir uns noch bieten; denn in wenigen Minuten steht möglicher Weise Eines von uns an den Pforten der Ewigkeit. Wohin wird der dunkle Weg führen? — Vielleicht weiß ich es bald! — Also, mein Ferdinand, der Ehre ihr Recht; aber — keinen Groll über das Grab hinaus."

Mit diesen Worten schüttelte Arabella herzlich die Hand Wellen's, warf ihm noch einen ihrer Paradiese austheilenden Gluthblicke zu, und trat an die den Duellanten bestimmte Stelle.

Ferdinand hatte den ersten Schluß. Er hob auf das Comando seine Pistole; aber er vermochte nicht loszudrücken.

„Ich kann nicht!“ — rief er, als er dreimal vergebens angesetzt. „Arabella schießen Sie mich nieder, ich vermag es nicht, Sie, die ich bis zum Wahnsinn liebe, kalten Blutes zu ermorden!“

„Sie sind und bleiben ein Kind!“ — sagte ungeduldig Donna la Romano — „Ist das Manneskraft? — Glauben Sie außerdem, es sei ein Spaß, wenn der Scharfrichter dreimal ansetzt?“

„Ich will, ich kann Ihr Henker nicht sein!“ — rief Wellen. — Ich schieße in die Luft, dann mögen Sie thun, was Sie wollen.“

„Nur keine Dummheiten!“ — zürnte Arabella — „diese rührenden Verir-Duelle waren mir von jeher zum Ekel. Denken Sie an Ihre Gattin! — rufen Sie sich selbst zu, mit was Sie mich gestern beleidigt. Sie zielen auf die Mörderin Ihres Weibes!“

„Ha!“ — schrie Ferdinand wild auf, — „an was mahnen Sie mich, Arabella!“

„An Ihre Pflicht und Ihre Ehre!“ — entgegnete diese ruhig.

„Wohlan denn! ihr Geist führe meine Waffe!“ rief Wellen wie rasend.

Lady Macbeem zählte. Die Pistole hob sich, der Schuß fiel — und Arabella lag, in ihrem Blute schwimmend, am Boden. Sie röchelte nur noch. Die Kugel hatte das Herz durchbohrt. —

Ferdinand stand lange wie erstarrt; dann warf er sich wie wahnsinnig über die schöne Leiche, und erst als man ihn gewaltsam von Arabellen riß, gewahrte man, daß er in einem Starrkrampfe liege.

Lady Macbeem, die einzige, die in diesem furchtbaren Momente den Kopf behalten, stieß leise in ihr Jagdhorn, und sogleich traten fünf starke Bergschotten aus der nahen Grotte, wovon viere eine Bahre trugen. Die vorsichtige Frau hatte ihre Diener für den Nothfall schon beordert. Die Leiche der Marquise ward leise auf die Bahre gelegt und nach dem Schlosse gebracht; den erstarrten Körper Ferdinand's aber lud einer der riesigen Bergbewohner auf seine Achseln, und schlug mit ihm einen einsamen Pfad nach den Gebirgen ein.

Ohngefähr ein Jahr nach dieser Begebenheit erzitterte Europa vor dem Schreckensschicksal, welches das reiche und bevölkerte Hamburg heimgesucht.

Ein Viertel der blühenden Stadt lag in Asche, an hundert und fünfzig Tausend Menschen waren brod-, an dreißig Tausend obdachlos.

Ein Schrei des Jammers erschütterte den Erdball! — Kein menschlich fühlendes Herz blieb kalt und regungslos. Fern und Nah, Reich und Arm suchte zu helfen, und namentlich einigte sich Deutschland zu den schönsten Strebungen, und zeigte einen Brudersinn, der lange geschlummert.

Von den benachbarten Städten kam die thätigste Hülfe und Tausende von Menschen eilten, theils von eigenen Interessen, theils von Mitleid, oder auch von Neugierde und Schaulust getrieben, der alten Krone der Hanse zu.

Die Straßen, die nach der Stadt führten, wimmelten auch schon in der Ferne von Wagen und Reitern, von Extraposten und Fußgängern. Unter den Letzteren befand sich auch ein junger Mann, von krankem, elendem Aussehen. Seine Kleidung war ärmlich und zerrissen, sein Gang gebückt und schwankend, und nur der Stab, den seine dürre, fleischlose Hand hielt, stützte ihn, und hielt den matten Körper vom gänzlichen Zusammenbrechen ab.

Demohnerachtet setzte der Bettler seinen Weg unaufhaltsam fort. Weit schon war er, durch den größ-

lichen Brand gerufen, hergekommen, und doch mußte er, so müde, so erschöpft er war, heute noch das mit Augen sehen, was er draußen schon tausendmal gehört, und dennoch nicht glauben konnte.

Rief auch ihn ein persönliches Interesse? — Fürchtete auch er, daß ihn oder die Seinen der harte Schlag getroffen? — Aber was hat ein Bettler zu fürchten? — Was kann der noch verlieren, dessen Hand den dürrn, hoffnungslosen Stab umspannt? —

Der bleiche junge Mann mit dem kummervollen Gesichte schritt schweigend dahin. Er hatte kein Auge für das, was an ihm vorübereilte, er hatte kein Ohr für die Laute, die ihn umschallten. Aber gräßlich durchzuckte es sein Herz, als er, noch meilenweit von der unglücklichen Stadt entfernt, schon Zeichen ihres Jammers, traurige Boten des ungeheuren Brandes fand. Halbverkohlte Tapetenstücke, verbranntes Papier, Fetzen von Leinwand, hatte der Wind den Flammen entführt und bis hieher getragen.

Der Bettler schauderte in sich zusammen, als er, der Glende, solche Spuren menschlichen Glendes sah. Aber stärker strengte er sich an, schneller wurden seine schwankenden Schritte; denn finsterner ward es mehr und mehr in seiner Seele, und ihre Angst wuchs mit jeder Secunde. —

Also geht der Verurtheitte der Stätte entgegen, allwo sein schuldigcs Haupt fallen soll. Todesangst knirscht sein Herz zusammen; und doch! und doch! fühlt er tief, daß nur Tod und Strafe ihn mit dem ewigen Richter versöhnen kann. —

Als der Bettler der Vaterstadt — denn das war ihm Hamburg — näher kam, mehrten sich die Zeichen der drei Tage.

Hier lagen auf offenem Felde in buntem Gemische die nöthigsten Hausgeräthschaften; aber keine Seele wachte über sie. Dort seufzte unter einem leichten Zelte, eine Wöchnerin allein und verlassen in ihrer Noth. Hier graste herrenloses Vieh; da kauerte eine Mutter mit ihren Kindern, und ihr grasser, verwirrter Blick sagte: ich habe Alles verloren, was ich im Schweiß meines Angesichtes durch ein langes, kummervolles Leben für meine alten Tage und meine Kinder erspart. An jenem Hügel kniete ein Knabe, und hielt in seinem Arme das Haupt eines sterbenden Greises, und der Altvater, dessen letzte Kräfte der Schrecken verzehrt, blickte in den blauen Himmel und sagte kalt: ich mag nicht länger leben dies Dasein des ewigen Schmerzes und der ewigen Qual.

Wagen mit Hausrath und Bettwerk standen an jener Seite, um sie herum saßen die Familien; aber

die rothverweinten Augen bezeugten, daß sie mehr als das Vermögen, daß sie theure Glieder ihrer, sonst so traulichen Häuslichkeit, vermißten. Durch das wachsende Gewühl, drängte sich der Vater, rufend nach seinem Kinde — Kinder schreiend nach ihren Aeltern. Alles aber war abgespannt, naht, hoffnungslos, niedergeschlagen. Aller Augen starr, in allen Blicken die Frage: Gott warum hast Du mir das gethan?

Der Bettler stand unter Bettlern. Der Niedergebeugte unter Vernichteten. Die Wogen des Elendes schlugen hoch über seinem Haupte zusammen, — sie begruben nicht i h n allein — sie verschlangen Tausende; — — aber! — — die Tausende weinten über ein unverschuldetes Leiden, und in des Bettlers tief Innerstem rief eine Stimme: Was D i c h traf, war die Folge Deiner eigenen Schuld! —

Und der Bettler ging vorüber und seufzte: „Wär ich der Aermste unter Euch!“ —

Und der blasse Mann drängte sich durch die Volksmassen nach der Stadt. Rasch schritt er der Brandstätte zu. Als er sie aber erreicht, stand er still, denn seine letzten Kräfte schienen entfliehen zu wollen, seine Füße versagten ihm den Dienst, er lehnte sich gegen den Eckpfosten eines Hauses — und weinte.

„Weine über dich selbst!“ — sagte aber die Stimme im Innern — „eine mit sich zerfallene Seele ist wüster und grauenhafter, als das Meer dieser Ruinen.“ —

Und der Bettler ging vorüber, wischte die Thräne aus seinen Augen und seufzte: „Hätte ich doch hier Hab und Gut verloren, und trüge im Busen ein reines, schuldloses Herz!“

Er durchwanderte den ungeheuren Schutthaufen einer halben Stadt. Er schritt vorüber an den pittoresksten Trümmern der schönsten Theile von Hamburg. Er suchte Straßen und fand sie nicht mehr. Er suchte das Haus, in dem er geboren und jenes, in dem er einst glücklich gewesen — ihre Spuren waren verschwunden. Nur rauchende und glühende Aschenhaufen lagen auf seinem Wege, nur öde Mauern, von den Flammen geschwärzt, oder von Kanonenkugeln und Pulverminen zerrissen, starrten ihn traurig an. —

Und der Bettler ging vorüber und seufzte tief auf: „D läge ich unter eurem Schutte begraben.“ —

Der Weg führte ihn weiter und weiter. Er betrat die Stelle, an welcher sich einst stolz und lieblich der Jungfernstieg erhob. Die Balläste, die ihn geschmückt, waren nicht mehr. Die herrlichen Gasthöfe verschwunden. Die prächtigen Modehand-

tungen vom Feuer verzehrt. Auch der schönen Alster-Pavillons einer war in dem Flammenmeere untergegangen, der andere lag in Trümmer.

Aber sonderbar! — der Bettler hatte die verödete Stelle gesehen, wo er geboren und wo er gelebt — und es hatte ihn nur wenig erschüttert. — Bei dem traurigen Anblick der Pavillons, fuhr er entsetzt zusammen, wandte er sich zitternd ab, als ob sich ihm geisterhafte Gestalten in den noch immer aufwirbelnden Rauchsäulen zeigten. Er wollte fliehen; aber es war ihm nicht mehr möglich, seine Kräfte waren völlig erschöpft, und so sank er halb bewußtlos an den Trümmern eines Hauses nieder.

Er blieb nicht lange allein; denn Neugierige, Fremde, Arbeiter kamen an ihm vorüber; aber sie bemerkten ihn nicht.

Wer sieht den Tropfen im Meere? — Wer das Sandkorn in der Wüste? — Wen rührt ein gebrochenes Herz, wenn er über ein Schlachtfeld geht? —

Aber auch den Bettler kümmerten die Menschen nicht. Er hatte einen Quaderstein zu seinem Kopfkissen gemacht, sein Haupt in beide Hände gelegt und sann und sann, und fühlte die Thränen nicht, die er in die Asche des Bodens weinte.

Da traf eine bekannte Stimme das Ohr des

blaffen Mannes, eine Stimme, die ihn zittern machte, wie Espenlaub der rauhe Nordwind. Er hob leise das Haupt ein wenig und siehe — er hatte sich nicht getäuscht. Von den zwei Männern, die dicht an seiner Seite standen, war der eine, wie es schien, ein Engländer, der andere hingegen glich einem ungarischen Cavalier, denn er trug einen schwarzen, langen, gewichsten, nach beiden Seiten steif und spitz abstehenden Schnurrbart. Sonst war er modisch gekleidet.

„*Bassa ma nelka!*“ rief der Letztere. — „S'ist doch ein schöner Anblick! Ich sage Ihnen, Mylord, ich habe in meinem ganzen Leben — und ich war doch in Rom, Paris, London, Petersburg, Edingburg, Wien und Pesth — manch Großes gesehen; aber ein so prächtiges Schauspiel, wie das Feuer zu Hamburg, ist mir doch noch nicht vorgekommen.“

„Es muß haben gewesen sein horrible!“ — sagte der Engländer.

„Das Beste dabei ist!“ — rief der Andere — „daß ich verschont geblieben bin.“

„Yes!“ — entgegnete der Britte — „danken Sie Gott!“

„Ei was, wenn auch mein Haus abgebrannt wäre“ — meinte der quasi Ungar (dem übrigens

der Schnurrbart in dem pokennarbigen, nichts sagenden Gesichte wie geliehen stand) — „es hätte nicht viel zu sagen gehabt. Ich bin ja reich, habe außerhalb Kapitalien stehen. Fiel mir doch wieder eine charmante Erbschaft zu. **Mais à propos!** bald hätte ich sie um etwas zu fragen vergessen, was mich interessiert. Sie kommen von **E d i n b u r g**, wo wir vor etwas mehr als einem Jahre zusammen waren; können Sie mir vielleicht sagen, was aus jener Spanierin geworden ist, welche damals so viel Aufsehen in **E d i n b u r g** machte, und in die auch Sie verliebt waren?“

„Die **Marquise la Romano?**“

„Dieselbe.“

„Erschossen — in einem Duell!“

„**Bassa nelka!**“ — rief entsetzt der Pokennarbigige. — „Und von wem?“

„Von ihr Liebhaber!“ — sagte der Engländer.

„Von **Wellen?**“

„**Yes! Mister Wellen!**“

„Und wo ist denn der Taugenichts hingekommen?“

„**I don't know! weiß nicht!**“

„**So geht's!**“ — rief der Schnurrbärtige mit einer boshaften Freude. — „Die Familie **Wellen** war reich und machte ein glanzvolles Haus. Aber das

Herrchen wollte zu hoch hinaus. **Bassa ma nelka!** war der Mensch eingebildet. Jetzt ist, nachdem die Alten schon ganz hunten waren, ihr letztes Gut, das Haus, abgebrannt, und hat Beide bei seinem Einsturze begraben, und auch des Jungen Weib wird nun schon im Glende sitzen. Gerechte Strafe!“ — fuhr er lachend fort — „warum hat es der Junge gewagt, einen Mann wie mich zu beleidigen, und ihm in den Weg zu treten. Aber kommen Sie, Mylord! — Sie sollen sehen, daß Hamburg auch selbst jetzt noch dem Reichen unzählige Genüsse bietet.“

„Yes!“ — sagte der Britte gedehnt. — „Man kann viel Gutes thun.“

„Allerdings!“ rief der quasi Ungar — „wenn man nur Geld hat, kann man sich viel zu gut thun. Ich lache das Schicksal und seine Schläge aus. **Bassa ma nelka!** Wer reich ist, ist Herr in der Welt; darum gibt es auch nichts Höheres: als den Reichthum.“

Damit reichte er dem Engländer den Arm und verschwand hinter den Ruinen.

Der Bettler hatte, von beiden Männern unbenutzt, dem Gespräche derselben zugehört. Als er jetzt das Haupt hob, und den Gehenden nachsah, schienen seine Züge noch grasser, noch entstellter. Er umklammerte krampfhaft den Stein, drückte seine

Brust so fest dagegen, als wolle er einen rasenden Schmerz stillen, und rief: „Gott! Gott! ich habe schwer gefehlt! — aber wenn Du gerecht bist, warum ließeſt Du mich ſinken — und trägſt ſolch' ein Geſchöpf auf Deiner Hand?“

Er ſchwieg — und ein finſteres Brüten bemächtigte ſich ſeiner Seele.

Nach einer Nacht, die ihm unter freiem Himmel verſchwunden, machte ſich der blaſſe Mann auf, ſein Weib unter der Maſſe der Geſlüchteten zu ſuchen. Ein ſanfter Schlummer hatte den Ermüdeten geſtärkt, und mitleidige Hände reichten ihm Nahrung. Was ihn aber mehr als dies alles kräftigte, war eine Art Ruhe, die in ſeine Seele eingezogen. Er fühlte nämlich, daß er für ſeine Verfehrtheiten im Leben gebüßt habe und die gerechte Strafe noch trage; aber — er war auch zu der Ueberzeugung gekommen, daß er ſein Seelenübel erkannt und nun Besserung möglich ſei. Ein friſcher Muth durchſtrömte ihn. Noch einen ſchweren Kampf, noch eine Demüthigung mußte er beſtehen; dann aber, hoffte er, auf die Trümmer eines eingestürzten Glückes, durch eigne Kraft ein neues, wenn auch beſcheideneres zu bauen.

Aber wie ſollte er unter der, in chaotiſcher Unord-

nung vor der Stadt lagernden Masse von Geflüchteten und Abgebrannten ein einzelnes Wesen finden? — und doch konnte er sich nicht entschließen Andere nach der Gesuchten zu fragen. Trug sie doch seinen Namen, konnte man doch leicht durch die Frage ihn erkennen. Doch der bleiche junge Mann verlor den Muth nicht, er suchte und suchte — aber nirgends konnte er die Vermißte ausfindig machen.

Zwei Tage lang waren seine Bemühungen umsonst gewesen, und schon neigte sich die Sonne wieder ihrem Untergange zu, als er an einem der äußersten Häuschen der Stadt anlangte und sich, von seiner beschwerlichen Wanderung auszuruhen, auf einem vor demselben liegenden Baumstamme niederließ.

Lange betrachtete er seine Umgebung nicht, bis ihn ein kleines Kind, welches zu seinen Füßen im Grase herumgekrochen, mit seinen Händchen spielend antastete. Der bleiche Mann fuhr aus seinen Träumen auf, und sah unwillkürlich nach dem kleinen artigen Geschöpfe hin, das, höchst reinlich gekleidet, ihn mit seinen großen blauen Sternen so recht kindlich und unschuldig anblickte.

Aber das Lächeln der Unschuld war ein Dolchstoß in das leidende Herz des Armen; er seufzte auf und

dachte; auch mir könnte jetzt der süße Ruf: Vater! das Herz schwellen, wenn ich nicht selbst die heiligsten Bande der Natur zerrissen. Dieser Gedanke erfaßte ihn so schmerzlich, daß er sich niederbeugen wollte, das Kind zu küssen. Aber in demselbem Augenblicke wurde ein Fenster hinter ihm so heftig aufgerissen, daß es klirrte, und eine ängstliche Stimme rief „Ferdinand! komm zu mir!“

Ueber des Bettlers Haupt zuckte es wie ein Blitz — er kannte die Stimme — halb todt vor Schrecken blickte er um — und zwei durchdringende Schreie wurden zu einem.

Der blasse Mann war aufgesprungen, — der Stab seiner Hand entsunken. — Er stürzte nach der Thüre des Hauses, — des Kindes Mutter schwankte ihm entgegen — sie öffnete die Arme — aber der Unglückliche warf sich vor ihr nieder und umschlang, laut schluchzend, ihre Kniee.

Ein anständig gekleideter junger Mann und ein sehr zartes weibliches Wesen, waren entsetzt der Mutter aus dem Zimmer gefolgt.

„Um Gotteswillen, was hast Du, Auguste!“ rief ängstlich die zarte Frau. Aber der junge Mann selbst todtensblaß vor Schreck, hielt sie sanft zurück und

sagte, auf den zu Augusten's Füßen Liegenden, deutend:

„Es ist Ferdinand!“

Und so war es auch. Aber Wellen bedurfte einer langen Zeit, bis er sich von seinem krampfhaften Weinen erholt. Endlich ward er seiner Gefühle Meister. Auguste wollte ihn aufheben, aber er ließ es nicht geschehen.

„Nicht eher!“ — sagte er zerknirscht — „bis ich mein Bekenntniß zu Deinen Füßen niedergelegt und Du mir vergeben hast.“

„Auguste — zu Deinen Füßen kniet ein Mensch, der Dich einst schmachvoll verrathen — ein Mensch, der in wahnsinnigem Taumel, Irrthümer, auf Irrthümer gehäuft — ein Mensch, der sich geistig stark dünkte und namenlos schwach war; der durch sein unsinniges Handeln Dich, sich und Andere unglücklich gemacht hat.“

„Du hast mir verboten, Dich je wiederzusehen, ich würde es nicht gewagt haben, dennoch zurückzukehren, wenn nicht Gottes Hand Hamburg so hart bedrängt; wenn ich nicht gefürchtet, Du seiest unter den Abgebrannten; wenn ich nicht mir selbst geschworen hätte: mein Unrecht, so weit es nur in meiner Macht steht, wieder gut zu machen.“

„Arm und elend kehre ich zurück. Aber mein Geist ist frei geworden von jenem unglückseligen Wahne, der allein mich in's Unglück gestürzt, von jenem verfluchten Hochmuth, den eine schlechte Erziehung in mir festgesetzt, von jener unglücklichen Einbildung: ich sei ein Genie und alles, was ich thue, sei genial.“

„Mag Gott meiner Mutter diesen Mißgriff, — mir die Schwäche, dem Gedanken zu huldigen, — vergeben. Er allein war es, der mich mit dem redlichsten Willen für alles Gute und Edle in ein Streben trieb, dem meine Geisteskräfte bei weitem nicht gewachsen waren, der mich aus der, mir zugewiesenen Sphäre riß, und in die Arme excentrischer Menschen schleuderte. Durch diese Eitelkeit verkannte ich Deine Tugenden, Deine Liebe, und opferte ein stilles aber wahres Glück, einer flimmernden Sphäre, die unter meinen Händen verschwand und mich in einen Abgrund von namenlosem Jammer und Elend stürzte.“

„Aber, Auguste, ich habe meinen Irrthum nicht nur eingesehen, ich bereue ihn nicht allein, — nein! — fern von der Welt und ihrem eitlen Streben, will ich von nun an, wenn Du mir vergeben kannst, an

Deiner Seite wirken, arbeiten und schaffen wie ein Mann, und durch Bescheidenheit beweisen, daß ich jene falsche Genialität verachte, und wahre Geistesgröße in der unbedingten Herrschaft der Vernunft erkenne.“


„Ferdinand!“ — rief bei diesen Worten die überglückliche Gattin — „würde das Glück Dir treu geblieben sein, wäre ich unter keiner Bedingung von meinem Vorsatze: Dich nie wieder zu sehen, gewichen. Aber das Unglück hat Dich gebeugt und — ich hoffe es — gebeßert — darum komm an das Herz Deiner Gattin, es ist der Platz, wo Du genesen wirst!“

„Gottes Hand hat über uns und das Haupt Deiner guten Frau sichtbar gewacht!“ — sagte hier Karl milde — „wenige Zeit vor dem Brande haben wir dies kleine Haus gemiethet, das, dem Himmel sei Dank, wie unsere ganze Umgebung, von dem Feuer verschont blieb. Der Rest Deines Vermögens, dessen Zinsen Du bei Deiner Abreise Augusten für ihren Unterhalt anwiesest, wurde erhalten. Arbeit wirst Du jetzt eher finden als je, und so kann und wird es Dir nicht fehlen, wenn Du es nur fest willst, Dir ein neues, stilles Glück zu gründen.“

„Ja, theures Weib, ja liebe Freunde!“ — entgegenete Wellen — „mein guter Wille steht fest.“

Ich wollte die Welt verbessern, und war nicht einmal Herr meiner selbst. Hinweg mit der Eitelkeit „genial“ sein zu wollen, meine Ehre, mein Glück sei es fortan, ein guter Gatte und ein nützlicher Weltbürger zu werden.“

Und eine heiße Umarmung besiegelte dies Versprechen und den neuen Bund. —





107109

